

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv

Nr.13/1994

51.999 / 2 5-130

UB Innsbruck



+C111405509

Gedruckt mit der Unterstützung des Amtes der Tiroler Landesregierung (Kulturabteilung),
des Bundesministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst
und der Stadt Innsbruck (Kulturamt).

Eigentümer und Verleger: Brenner-Forum und Forschungsinstitut "Brenner-Archiv"

Druck: Steigerdruck, 6094 Axams, Lindenweg 37

Herausgeber: Walter Methlagl

Für den Inhalt verantwortlich: Walter Methlagl und Ursula Schneider
per Adr. Forschungsinstitut "Brenner-Archiv"
Universität Innsbruck (Tel. 0512/507/3472)
A-6020 Innsbruck, Innrain 52

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.

Inhalt

TEXTE

<i>Erstveröffentlichung eines Briefes von Christine Lavant an Ingeborg Teuffenbach, 19. 7. 1948 (Nachlaß Ingeborg Teuffenbach, FIBA).</i>	<i>5</i>
<i>Ingeborg Teuffenbach: Christine Lavants "Aber-Welt".</i>	<i>7</i>

AUFSÄTZE

<i>Monika Seekircher: Ludwig Wittgenstein und Ferdinand Ebner: Die Suche nach dem "erlösenden Wort".</i>	<i>17</i>
<i>Hans Gerald Hödl: Ebners Lektüre als Hilfe bei der Ebnerlektüre.</i>	<i>48</i>
<i>Waltraud Hirsch: "26. unveränderte Auflage". Bemerkungen zur Textgeschichte von Otto Weiningers "Geschlecht und Charakter" (im Anhang Faksimiles von zwei bisher unveröffentlichten Weininger-Autographen).</i>	<i>59</i>
<i>Eberhard Saueremann: Zur Rezeption Trakts und des frühen "Brenner" in der zeitgenössischen Tiroler Presse.</i>	<i>74</i>

REZENSIONEN

<i>Allan Janik / Ursula Schneider: Lina Loos oder Wenn die Muse sich selbst küßt. Eine Biographie.</i>	<i>88</i>
<i>Ilse Somavilla: Ludwig Wittgenstein. Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Georg Henrik von Wright unter Mitarbeit von Heikki Nyman. Neubearbeitung des Textes durch Alois Pichler.</i>	<i>91</i>

TOTENGEDENKEN

<i>Frau Hanna von Wallpach zu Schwanenfeld</i>	<i>98</i>
--	-----------

NOTIZEN

<i>Neuerwerbungen im Brenner-Archiv</i>	<i>99</i>
<i>Trakl-Manuskript erworben</i>	<i>99</i>
<i>Faksimile des Manuskripts "Herbstliche Heimkehr" von Georg Trakl</i>	<i>99</i>
<i>Brief Ludwig Fickers neu aufgefunden: Ludwig Ficker an Helene Wenter, 18. 7. 1947 (Erstveröffentlichung)</i>	<i>100</i>
<i>Brenner-Forum Tätigkeitsbericht 1994</i>	<i>102</i>

Publikationen aus dem Brenner-Archiv

Suchanzeigen

Christine Lavant an Ingeborg Teuffenbach ¹

am 19. 7. 48

Liebe Frau Ingeborg!

Ich schreibe Ihnen, weil – – ; (hier gäbe es so vieles anzuführen, aber das kürzeste u. treffendste ist:) – – ich muß. Und zwar muß ich's heute noch, denn mit morgen beginnt ja wieder eine Reihe von Tagen voll Sorgen und ständige Überwindung vieler Un-Lüste.

Immer knapp nach unserem Beisammen-sein bin ich innen ein bißchen heiler und dann schreibt es sich leichter als sonst mit den tausend Schrecknissen in sich. Auch das Heimgehen (ich meine das Fortgehen von Ihnen, u. eigentlich dürfte man dies nicht "Heimgehen" nennen) ist immer noch schön, weil ich da so vieles noch sehr genau in mir habe u. meist die Gespräche fortführe, denn immer übersieht u. vergißt man manches was einem später dann einfällt. Auch scheint es mir noch oft nötig daß jemand außer mir da wäre der es empfindet wie Augenblicks ein Streifen Wiese aufleuchtet, plötzlich, u. wie von innen her, als wäre hinter jedem Halm ein besonders hierfür aufgestellter Strahl der Abendsonne. Oder es sind auf einmal auf der Anhöhe ober dem Fluß einige Bäume so wunderbar aufgereiht und gehen in den Streifen Himmelsblau wie ganz Mutige – aus Einsamkeit mutig-Gewordene, – ein. Nicht wahr, das kann man nicht jedem sagen u. allein ist es gerade um so vieles zu schwer oder zu wunderbar, daß man es nicht glauben kann. – Dann, sehen Sie, muß ich es Ihnen sagen als wären Sie bei mir.

Und wissen Sie noch, wie Disteln aussehen, wenn sie auf dem verwahrlostem Parkhügel mitten unter Gestrüpp u. Brennesseln, so hoch und feierlich u. wie von lange her, dastehen? Haben Sie schon beachtet wie überzeugend und zur innigsten Bewunderung hinreißend ihr wenig Lila oben wird, wenn die sinkende Sonne fast wie von unten her schräg zu ihnen auffällt? – Wie soll man das ganz ertragen ohne der unwillkürlichen Regung des Weitergebens folgen zu können? Wenn wir weitergeben, verwandeln u. vervielfältigen wir. Wir legen es in den Anderen hinein, wie Landschaft sich in ein Wasser legt. O, wie schön haben es die alten Bäume so nahe an den Ufern, wie sehen sie sich dort unten wo alles dunkler und inniger wird, anders und wahrer an! Haben Sie es noch nie gewahrt, wie sich die Dinge unter Wasser zugetan sind, wie eines ins andere einfließt als wäre es dort erst ordentlich Daheim. Wo aber eines auch dort einsam bleibt – zum Beispiel die gespiegelte oberste Kuppe eines Berges in einem durch den letzten Regen aufgekommenen Wasserrund mitten in einer kahlen Wiese – (nichts sonst ist da, kein Baum, kein Haus, nichts als die vereinzelt Kuppe!) – wo Eines so

1 Erstveröffentlichung aus dem Nachlaß Ingeborg Teuffenbachs, Forschungsinstitut Brenner-Archiv.

allein ist, auch in der Spiegelung und nichts hat, daran es seine Hinneigung verwenden könnte, da wirkt es fast ratlos entsetzt von sich selbst und geht auf sich zu voll verzweifelten Mut, wie man auf Gespenster zugeht weil jede Flucht aussichtslos ist. Und zu all diesem wird es so schwer in Form und Farbe so dunkel-satt wie uns hinter Einsamkeit und Furcht-zuständen gewährt u. großgezogen, daß es schließlich tatsächlich ein Anderes, Fremdes ist u. mit seiner wahren Gestalt nur so viel Ähnlichkeit mehr hat als entfernt Verwandte. Wenn nun ein Magier käme, und (damit wir bei dem angefangenen Gleichnis bleiben) die gespiegelte Bergkuppe heraushöbe, sie der wirklichen gegenüber hielte, und nun sein magisches Gehör auf-täte, was – o mein Gott denken Sie beste Ingeborg! – was für seltenes und völlig wundersames Gespräch fiel dem Magier mitten ins Herz? – – . Meinen Sie nicht, er könnte dann nach Diesem getrost als Taub-gewordener noch lange Leben leben ohne noch Lust nach einem Wort zu empfinden.? – – Aber wir können so wenig! Kein einsamer Berg hat an uns Hilfe, kein welches Blatt können wir überzeugen, wie unendlich schön sein fahles Gelb ist und das langsamste sanfte Absinken seiner Linien. Wir können es nur zu einander sagen und durch Hinzeigen auf das und jenes Unsrige andeuten; und wenn der Andere dazu aufsieht und ein neuhinzugekommenes kleines Licht dazu in den Augen erhält, dann ist eigentlich schon alles Mögliche getan.

Wasser sollen wir einander sein worein wir unsere alle fremde Landschaft legen, damit wir sie endlich zu sehen bekommen, lange zu sehen, so lange bis wir darin daheim sind, so sehr daheim, daß wir sie abends betreten mögen, leise am Saum eines Waldes der innen vielleicht eine Wiese enthält in deren Mitte unsere Kinderhütte steht. Denn: (ich denke hier an Ihre Elegie . .) wir brauchen Obdach! Und wir müssen alle so lange gehen bis wir es einmal haben, das ganz Unsrige, das Unverlierbare. Aber nur Wenige gelangen dahin ehe ihre eigene Landschaft nicht durch die Vermittlung des Zauberspiegels (Du) ihnen zugänglich gemacht worden ist. – Sie finden das Ihre vielleicht allein – o ja, das ist gut denkbar, aber andere gibt es – – –.

Liebe Frau Ingeborg: Ich glaub mir stehen nun besonders schlimme Tage bevor (nicht um meinetwillen). Denken Sie bitte oft an mich ich werde es spüren u. mich über alles hinweg tapfer auf das nächste Beisammensein zufreuen. Dank für Alles!

Chr. L-H.

Christine Lavants "Aber-Welt"

von
Ingeborg Teuffenbach ¹

Es gibt einen Raum-Begriff in der Lavantkunst, der sich auch dem kundigen Leser nur zögernd öffnet: die Lavantsche "Aber-Welt". Vordergründig hat diese Welt dörflichen Zuschnitt, etwa wie in der Beschreibung des umsonst erwarteten Todes:

"Wieder brach er bei dem Nachbar ein
und ich hatte Tür und Fenster offen ..."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Das Bild ist simpel, die Nachempfindung fällt leicht, der Leser kann sich an Verständliches halten – aber das schwarzweiß gefleckte Lamm das in der Schädelspalte blökt ..., die stählernen Vögel die im Fenster das Licht zerhacken ..., die wildfremde Zahl die dem Herzen die Schläge verstellt ... zeigen, daß es sich bei dieser Szene um keine aus dem Dorf geholte handeln kann, sondern um Projektionen von anderen Bewußtseinsebenen. Christine Lavants Werk ist voll von solchen Zeugenschaften.

"Mit dem Schweiß, der aus den Steinen bricht
salbt das Alter meine Schädelknochen,
alle Hoffnung ist zu Kreuz gekrochen,
seit mein kümmerliches Augenlicht
sich ermächtigt hat, verkehrt zu sehen ..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Das verkehrte Sehen ist das Wahrnehmen der Aber-Welt. Diese Benennung, von der Dichterin mehrfach gesetzt, gilt einem Ort, der unrealistisch ist, der wie ein Schatten dem irdischen Muster anliegt.

"Was redest du, ich soll ganz stählern sein
und Wasser sammeln unterm Brunnengitter
bis du zurückkommst mit der Spiegelschrift
für meine unverdienten Aber-Augen?
..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Ein winziger Schritt fort aus der Norm, ein Fiebertraum, die tägliche Schmerzüberschwemmung – schon ist diese Aber-Welt erfahrbar, ist für die Lavant gegenwärtig und brisant.

1 Auszug aus dem Buch der 1992 verstorbenen Schriftstellerin Ingeborg Teuffenbach: Christine Lavant. Zeugnis einer Freundschaft. Zürich: Ammann ²1994. (ÖS 281,-) (c) 1989 by Amann Verlag & Co. Zürich. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Ammann-Verlages.

Ein Leben lang versuchte sie sich in dem unheimlichen Territorium zurechtzufinden. Die Symbole, die sie dafür entwarf, sind imstande, den Leser vorübergehend zu verwirren – aber die Konsequenz, mit der die Zeichengebung von der Dichterin geleistet wird, die Beibehaltung spezifisch geprägter Konturen, der Modus von Ordnungen, Abläufen, inneren Fristen, verstärkt das Bild und hilft schließlich zum Erkennen.

Da gibt es das Gegensatzpaar Stein und Vogel: der Stein, gemeint ist der Körper, das irdisch Schwere, verteidigt seine Eingrenzungen, der Vogel, der schweifende Geist, die frei waltende Phantasie, verachtet den plumpen Leib, ist immer bereit, körperliche Schranken zu übersteigen und ein gespenstisches Volumen zu entwickeln.

Den Vögeln (Gedanken) ist der Ausbruch vorbehalten. Dort, wo sie diesen Ausbruch nicht leisten können, werden sie vom Leib gehaßt, von ihm geschmäht. Sie nehmen es hin, aber sie rächen sich:

"Mit leisem Gelächter melden verheimlichte Vögel
die Rückkehr der Schwermut ..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Durch Aufdeckung der Konstellation Körper-Gedanke wird auch verständlich, daß die mit der Natur tief verbundene Christine Lavant schreiben konnte: "nach den Vögeln werf ich mit Gestein."

Für sie hatte der Schwung des Flugs, den der Vogel leistet, auch den Ausdruck des Hochmuts, die Repräsentation leerer Verlockungen und hinterhältiger Schweigsamkeit über Zusammenhänge, die aus der oberen Sicht erklärbar wären, aber absichtlich vom Irdischen ferngehalten sind.

"Aus sumpfiger Versunkenheit
befahl das Hirn mir aufzuknieen,
die Vögel, die dazwischenschrien,
bedeuten etwas in der Zeit
durch die ich taumeln werde ..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Taumeln – nicht gehen! Das allein bezeugt die Aber-Welt, die eine Welt der Andeutungen, Irritationen, eine Welt des schwankenden Bodens ist. Es brauchte nicht viel, um den Boden schwanken zu lassen. In den ersten Jahren half starker Kaffeegenuß, halfen Stimulanzien – in späteren Jahren, wo Stimulanzien nicht mehr in Frage kamen, war die Dichterin so hypersensibel, daß sie sich vom gewöhnlichsten der Bilder abheben und sich in die Aber-Welt begeben konnte.

"Im nelkenduftenden Jahresviertel
redet mich oft eine Brut-Amsel an
mit ihrer ganz nahrhaften Stimme
voll gelben und brandroten Namen,
deren Laute vom Erdanfang kommen ..."
(aus: *Der Pfauenschrei*)

Zu welcher Tageszeit das Hören der Urlaute stattfand, hat die Lavant nie beschrieben. Sie beschrieb überhaupt selten, sie setzte hin, wählte Metapher und Rhythmus, kümmerte sich nicht um Verständlichkeit.

"Ich atme mehrmals den Kümmelschrei nach,
da geht der Traum durch die falsche Tür ..."
(aus: *Der Pfauenschrei*)

Wie viele Türen hat der menschliche Schlaf? Gibt es richtige und falsche? Was veranlaßt eine weißblühende Feldpflanze dazu, ihren stummen Schrei hinzuleiten zu jenen Ohren, die mit dem Hörerlebnis den Atem, das Regulationsorgan menschlicher Wahrnehmung, verändern können? Gibt es Interaktionen von denen wir nichts wissen?

Eine andere Symbolgestalt aus der Lavantschen Aber-Welt ist die Urmutter. Auch sie – die "Mittagsfrau" – entstammt ihrer äußeren Erscheinung nach der dörflichen Gemeinschaft. Im gehäkelten Tuch sitzt sie "breitmächtig am Tisch". Sie ist die Hüterin einer End- oder Anfangszeit, es bedarf gewisser Vorbereitungen, um sich ihr zu nähern.

"Heimsuchen will ich die mächtige Frau,
sie wird ihre Hühner vom Küchentisch scheuchen ..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Das dörfliche Foto: Eine Bauernküche, in der die Mutter am Tisch sitzt und ihr gackerndes Federvieh, das immer einen Teil von der Menschennahrung haben möchte, verjagt. So weit, so gut. Nur hebt das Wort "heimsuchen" die Szene auf eine andere Ebene. Die Lavant hätte "besuchen" oder "aufsuchen" sagen können, was für diesen Akt passender gewesen wäre. Sie wählte das biblische Wort: Der Abstieg zur Urmutter ist eine legendenhafte Handlung, auch dann, wenn er sich mit Umgebungseffekten maskiert. Dieser Handlung haftet das Nichtabwägbare, das Magische an.

Die Stellung der Christine Lavant zum christlichen Glauben ist vergleichbar mit einem Seiltanz in großer Höhe. "Gehst quer durch alles Mein und Dein", sagte sie von Gott, dem sie sich zugehörig fühlte, dessen Prüfungen sie nur mit der Kraft des Gebetes ertrug, aber das Quergehen des Allmächtigen machte ihr zu schaffen.

Sie hatte erfahren, daß der eigene Verstand immer Gott-Gegensätze ortet. Daß er, anstatt sich gläubig hinzugeben, vorzugsweise das Antigöttliche registriert. Gegen diesen Zwiespalt wehrte sie sich, indem sie Gott anempfahl:

"Beraube mich bald, denn mein Hirn ist ein Pfeil
setzt sich selbst schon hindurch zum verborgenen Teil
der Welt, und scharrt in der Rinne ..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Damit deutet sie den bitteren Pfad einer Erlösungssuche an. Einer Suche, die, wenn sie keine Hilfe bekommt, ins Haltlose absinken, gänzlich schiefgehen könnte.

Eine der Eintrittskarten in Christine Lavants Aber-Welt ist das Vorauswissen.

"Wann schläft mein furchtbares Bauchwissen ein
und gibt den Augen die Tränen zurück
dem Kehlkopf das wimmernde Zittern? ..."
(aus: *Der Pfauenschrei*)

Das Vorauswissen hatte ihr zeitlebens nur Kummer gebracht. Dann, wenn die vorhergesehenen Ereignisse eingetreten waren: der Tod der Mutter, Schwester, Nichte, Nachbarin, der Tod Ludwig v. Fickers, konnte sie nicht mehr weinen, weil alle Tränen längst aufgebraucht waren. Sie wehrte sich gegen diese verhängnisvolle Begabung, welche die Todesnachricht nicht schlagartig empfangen hieß, sondern sie stückweise in ihr Gehirn projizierte, so daß noch gar nicht Eintretenes augenscheinlich war, ihr zudem noch die Last des Schweigens auferlegte. Die Lavant fühlte sich durch diese Doppelbetroffenheit benachteiligt, sie versuchte sich von ihr zu befreien und schnell wachsende Ahnungen zu unterdrücken:

"Wer übernimmt vom Herzen, das nicht will,
den Neumondspruch und das gehörnte Zeichen? ..."
(aus: *Der Pfauenschrei*)

Vorauswissen geschah, ihren spärlichen Bemerkungen nach, mit jäher Unterbrechung der Tagesszene, es geschah in Montagetechnik, manchmal im Halbtraum, selten im tiefen Schlaf.

Dem Schlaf kommt in der Aber-Welt der Christine Lavant eine besondere Bedeutung zu. In den Schlaf fallen war für sie niemals ein sanftes – ja nicht einmal ein mühsames Hinübersinken ins Unbewußte, es war schlichtweg das Betreten eines anderen Bodens. Dort, wohin sie sich geistig begab, konnte sie sich selbst beobachten, konnte Abstand zu sich und dem tagsüber Wahrgenommenen nehmen. Sogar die körperlichen Qualen distanzierte sie.

"Keine war im Grund mein Eigen,
seit ich flüchtig diesen Leib betrat ..."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Diesen Leib, der ihr immer nur Last gewesen war, der durch Zitterschübe, Atemnot, innere und äußere Geschwüre, durch Knochenveränderungen und Nervenentzündungen seine, ihm von Gott gegebene, Bestimmung: zu umschließen und zu hüten, längst aufgegeben hatte und die Beschützerrolle ins Gegenteil verkehrte.

"Jetzt steig ich wie ein hohles Ei
die Treppe wächst nach unten fort ..."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Der normale Schlaf, jene Ruheperiode, die der Großteil der Menschen erfährt, wird von ihr leidenschaftlich herbeigewünscht:

"Alter Schlaf, wo hast du deine Söhne?
Junge, starke Söhne sollst du haben,
solche Kerle, die noch mehr vermögen,
als bloß kommen und die Lampe löschen ..."
(aus: *Die Bettlerschale*)

In diesem wie auch in vielen anderen Texten ist die pulsende Erotik nicht zu überhören. Der männliche Schlaf wird mit seinen starken Söhnen zum Bett der Einsamen gerufen, zur langersehnten wollüstigen Vereinigung. So wie die Lavant ganzheitlich sah und dachte, fühlte sie auch ganzheitlich, mit dem Herzen, mit dem Verstand und mit den Sinnen.

"Nicht der leibhaftige Mond
aber sein biblisches Spiegelbild
greift in die Kunst meiner Finger ein ..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Zurück zum Schlaf und seiner Bedeutung für eine vorübergehende Existenzerleichterung, für jenen Wechsel, um dessentwillen der Tag ausgehalten werden konnte:

"Das Abendrot hinter dem Rücken zu haben
macht den Augenblick besser ..."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Nur den Augenblick, aber er zählt in der Kette der Belastungen. Manchesmal stimmt sie sich fast optimistisch auf den Zeitraum ein, in dem "schlafenden Vögeln das morgige Lied nachwächst" (aus: *Die Bettlerschale*) oder der doppelzüngige Sperling im Schlaf seine "hiesige Zwiefalt" abwirft und sich tausendstimmig Gottes "hochheiliger Kräfte" bemächtigt.

Außerhalb der Augenblicke freundlicher Harmonie mit Himmel und Erde regiert die Aber-Welt. Aus ihr kommen dunkle Verlockungen und periodisch die grelle Beleuchtung irdischer Gefangenschaft, die zu keiner Hoffnung Anlaß gibt. Die Aber-Welt offeriert nicht Heimgänge, sondern Visionen. Anfangs versöhnt sie gegensätzlich scheinende Begriffe, aber sie widerlegt diese Versöhnungen. Sie zeigt keine unfehlbaren Wege zur Erforschung der Wahrheit auf, sie setzt Feuerspuren, die Entzückungen und Schrecken verursachen.

"Ach, schreien, schreien,
Eine Füchsin sein und bellen dürfen,
bis die Sterne zittern!"
(aus: *Die Bettlerschale*)

Der Aber-Welt zugehörig ist die Zauberin, die die Existenz aller jener in Frage stellt, die ihr die Tarnkappe entreißen wollen, um die magische Gestalt im Nebel der Tiefenschau zu erblicken. Die Zauberin wehrt sich gegen jeden, der sich anmaßt, mit ihr, der Hexe, gleichwertig zu sein. Sie weist dieses Ansinnen zurück, indem sie die Beobachterin mit Spott überschüttet, ihr die Unterschiede klarmacht.

"Wie sie kichert – ach, sie sagt ich bin
eine Uhr nur unter Uhrenarten,
eine, die sie auf der Straße fand ..."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Also auch von dieser, der Aber-Welt-Seite, keine Bestätigung der irdischen Person.

Durch den Hohn der "Zauberin" vermehrt sich bei der Lavant das Gefühl, überflüssig und ein Auswuchs der Schöpfung zu sein. Der immer vorhandene Todeswunsch äußert sich so:

"Ich aber habe die Knoten so satt!
Mein Tod soll so glatt wie ein Wegerichblatt
und so weich wie ein Katzenschwanz werden ..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Der Tod als auf der Brust getragenes Vignettenbild:

"In meinem Herzen sind Kind und Tod
die beiden erhabenen Zeichen
über welche niemals das Gras wächst ..."
(aus: *Die Bettlerschale*)

In beiden Bereichen: dem der Kindheit und dem des Todes, sieht die Lavant jenes Beschütztsein, nach dem es sie ein Leben lang verlangt. Aber sie kann weder zurück noch kann sie vorgreifen, so sehr sie das auch versucht. Ihre Bewegung manifestiert sich nur mehr in Wünschen.

"Ziehe die Rose aus meinem Genick
damit ich den Todanfang rieche ..."
(aus: *Der Pfauenschrei*)

Die Rose ist hier Symbol des Lebens. Das Genick bezeichnet jene Stelle, an der, durch geheime Drehung, die Zeit aus den Angeln gehoben werden kann und das Sein entkörperlicht. Wie bei Pirandello (den die Lavant nicht kannte), wird der Tod von ihr auch als Insekt geschildert. Als Spinne oder Käfer. Der Tod ist leicht. Er flattert zu. Er hat keine schwere Pranke:

"Bist mir über den Rücken gelaufen
mit kalten und heißen Zehen ..."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Im Tod und im Zustand der Kindschaft ist der Ursprung nahe. Kindschaft ist etwas anderes als Kindsein.

Kindschaft ist Mutterbeziehung, Erdbeziehung, Gottesbeziehung, Teilhaberschaft am Ganzen. Teilhaberschaft kann nie vollkommen sein. Schon im formulierten Begriff liegt diese Bestimmung der Zuweisung des Teiles. Die Hoffnung geht immer zur größeren Einheit, zum Erfassen der Zusammenhänge.

Den Ausweg des Selbstmordes hat die Lavant in späteren Jahren abgelehnt, in ihrem Werk bleibt er dennoch präsent:

"Wenn ich jetzt Gebete zu dir stoße
ist es bloß er Seele Ungeduld
die den Leib als Irrtum oder Schuld
schon zu lange mit sich schleppen mußte.
War's nicht, daß ich einen Ausweg wußte?"
(aus: *Die Bettlerschale*)

Sie zählt die versäumten Selbstmordmöglichkeiten und entwirft einen Zahlenplan, der die Aktionen und Aktionspausen in das Zeitganze einordnet.

Christine Lavants Verhältnis zur Zahl deckt die direkte Verbindung mit der Aber-Welt auf. Die Zahl ist für sie Element eines magischen Systems:

"Jede Stelle der Erde
schmeckt nach dem, was ich wissen werde
wenn ich den Apfel gegessen habe
und die sieben lebendigen Kerne vergraben."
(aus: *Die Bettlerschale*)

In der Lavantschen Poesie ist die heilige Trinität verankert, die Zahl sieben weist auf die sieben Engel des Neuen Testaments, auf die sieben Weltwunder, sie zeigt die positive Wirkung des Geistes auf das Stoffliche. Den Zahlen neun und dreizehn werden eher böse Bedeutungen zugerechnet. Für ihren Liebsten versucht die Lavant solche Bedeutungen umzubiegen:

"Wenn du mich einläßt, bevor meine Flügel zerbrechen,
köpfe ich neunmal für dich mit der Schlange den Tod,
grab die Grassamen aus und esse sie selber
und hole dir dann aus dem Sonnengeflecht
das Brot, den Wein und die Taube."
(aus: *Spindel im Mond*)

Die gestellte Bedingung für Leistungen solcher Art ist der Einlaß ins Herz des Geliebten, ehe der Schwung der eigenen Leidenschaft stirbt. Daß alle ihre Liebeswünsche gegen die Hoffnungslosigkeit ankämpfen, ist unverkennbar. Die Gaben des Sonnengeflechtes hängen zu hoch. Auch mit den Mitteln der Aber-Welt können sie nicht geholt werden. Die Lavant kannte das Geheimnis der Verwandlung aus der Natur, sie war vertraut mit dem Instinkt der Tiere, mit Legenden und Aberglauben, mit der Apokalypse des Johannes, mit magischen Denkmälern aus der Bibel. Mit Hilfe der Zahl hatte sie, wie mit Hilfe des Vogelsymbols, die Körperschwere abschütteln wollen.

"erstöre die Trübsinnsstaude und säe
drei Körner vom weißen Mohn in mein Herz
ich brauche leichtere Träume,
um über die Brücke zu kommen."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Nun sind aber die Eintrittskarten für die Aber-Welt Angst, Entbehrung und Isolation. Das Schwanken der Möbel, die Luftspannungen, der Schwindel – nur unzureichend kann Christine Lavant ihre Position erklären:

"Der Himmel gab eine Hälfte her
und die Erde hob eine Hälfte hoch
für das Obdach am Rand aller Sinne ..."
(aus: *Spindel im Mond*)

Daß ein solches Obdach kein bleibendes ist, versteht sich von selbst. Es ereignen sich wohl die Übereinstimmungen von Träumen mit der Wirklichkeit, aber die Bedrohung der wahrnehmenden Person ist jenen Gedichten abzulesen, in denen die Lavant ihrer Stube gut zuredet, sie möge das Drehen unterlassen; in denen sie die hölzerne Stubenwand beschwört, sich nicht von ihr zu entfernen. Der aus greifbaren geometrischen Elementen zusammengesetzte Raum nimmt durch unerklärliche Umstände andere Formen an. Der Wechsel des Formbilds, der Wechsel von Maßstab und Größe hebt jedes Realitätsverständnis auf.

"Die Vernunft des Seins liegt im Sein", lautet ein alter Spruch. Mit der göttlichen Vernunft sich in Momenten der Wirrnis auseinander zu setzen, erfordert Kräfte, die das Leistungsvermögen der Leidenden übersteigen:

"Wenn du jetzt ein Gebet verlangst,
so wird es wohl nicht meines sein.
Was sonst noch betet, ist ein Stein
und schwitzt in seiner Grube."
(aus: *Spindel im Mond*)

Es betet also nur der schreckversteinte Leib und der richtet nichts aus gegen die Ekstase. Immer war bei der Lavant Selbstanalyse im Spiel. Nach dem Abklingen des Ausnahmezustands häuften sich in ihrem Hirn die Fragen:

"Wo ist die Erscheinung hingegangen?
Und warum eigentlich hergekommen?"
(aus: *Spindel im Mond*)

Der kritische Bauernsinn grübelt den Geheimnissen nach, nimmt sie nicht einfach hin, verachtet Tischrücken und Magnetismus, will ergründen, zwingt sich zur Geduld:

"Einmal werde ich verstehen
ganz und gar mit allen Sinnen
und das Erdblut wird mir rinnen
von dem Scheitel zu den Zehen."
(aus: *Der Pfauenschrei*)

Das Erdblut, das menschennäher als die Erscheinungen ist. Das Bekannte anschwemmt. Erbmasse, Ausgereiftes.

Aber die Weltzweiheit bleibt Christine Lavants ständiges Wahrnehmungsmuster. Durch blitzartig geschenkte Übereinkünfte und Offenheiten kann der Bruch für Momente aufgehoben werden. Ein Mittel dazu ist das "linde Fieber", jene steigende Körpertemperatur vor Krankheiten, die Wohlbefinden vortäuscht und Harmonisierungen schafft.

Sobald das Fieber sinkt, ist die Entzweiung wieder da. Die Stelle im Hirn, die alles über Zeit, Ort und Zahl wußte, bleibt leer. Einzelheiten triumphieren über die Gesamtschau. Aus der Fülle heraus hatte Christine Lavant geschrieben. Ihr ungewöhnliches Wortgefühl und ihr umfassendes Gedächtnis ließen sie nicht nur das Erfahrene genau registrieren, sondern auch dafür Kategorien schaffen und Benennungen geben.

"Hinfällig starre ich ins Rad der Zeit
wie langsam drehen sich die Sonnenspeichen!
Kein Meister lehrt mich früh das Ziel erreichen,
doch scheint es oft als wär ich eingeweiht."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Von Geburt an durch den Tod gezeichnet, aber zum Überleben verurteilt. Durch Erziehung und Umweltbindung Gläubige einer Kirchensicherheit war sie der Unsicherheit dieses Erlösungsglaubens preisgegeben, von Krankheiten erniedrigt, aber nie vom Selbst verlassen. Mit Engeln auf du und du und trotzdem dem Schrecken ausgeliefert.

Die lange Phase der Verzückungen hatte den labilen Körper aufgezehrt, darum endete diese Phase abrupt, ohne Wiederholungszwang. Die Lavant hatte genug zutage gefördert. In ihrem Werk sind Bruchstücke einer Gesamtschau enthalten, die den gewohnten Blick verrücken und uns die Ahnung von der Vielfalt der Erscheinungswelt geben.

Als wären sie gasförmig oder flüssig, vermischen sich in diesem Werk untere mit oberen Schichten – und diejenige, die sie vermischt, tut das unauffällig und demutsvoll. Gerade daß sie blieb, was sie war: eine Einsame, die wie durch Zufall an ein Geheimnis gekommen war, dessen Entschlüsselung sie sich zur Aufgabe setzte, macht Christine Lavants Poesie so glaubhaft.

Als sie nicht mehr schreiben konnte, sonderte sie sich, mehr denn je, von den Menschen ab. Nur zu den Dingen behielt sie ihren alten Fühlkontakt:

"So unter Zwiebelchen und Lauch
bin ich nun eingegraben,
die mich gesättigt haben,
vertrösten mich nun auch."
(aus: *Die Bettlerschale*)

Inwieweit sie wirklich getröstet wurde, haben selbst Menschen, die bis zuletzt mit ihr in Verbindung standen, nicht erfahren. Es gibt aber Arten des Trostes, die jeder nachempfinden kann, dem einmal im Traum lichte Bilder oder heilende Worte zugekommen sind. "Von höchster Freude sprengte es mir fast das Herz", preist ein Gnostiker des Mittelalters seine Halluzination. Solchen visionären Trost hat Christine Lavant sicher erfahren; aus diesem Grund widerstand sie allen Formen des Schmerzes und den Unheimlichkeiten der Aber-Welt. In den Augen der Lavant spiegelte sich ihr Wesen. Diese Augen waren groß, dunkel, warm, mit einem Schleier von Blindheit überzogen, verschiedenfarbig und von unterschiedlicher Ausdruckskraft.

Sie selbst hatte in Gesprächen mit mir ihre Augen oft als eigentümlich verlacht, hatte ihnen, wie Haustieren, Ruf-Namen gegeben und ihnen, weil sie ihrem Auftrag zu sehen kaum mehr nachkommen konnten, Aufträge zum Riechen oder Hören erteilt. Sie hatte die Existenz ihrer Augen auch in ihr Prosawerk eingebaut. Wohl wissend, daß diese ihre Augen Fenster waren, die in zwei Welten schauten.

Wie ausgedehnt müssen die Übungen gewesen sein, die zum Schaffensakt, zum verbindenden Wissen über Körper und Geist führten. Wieviel Einsamkeit war auszuhalten, wieviel Verleug-

nung der Menschennähe, damit das Ich sich wegheben und eine anders orientierte Sicht gewinnen konnte. Christine Lavant hat das alles im Bewußtsein der Unentrinnbarkeit aus dem Netz ihres Schicksals geleistet.

Ludwig Wittgenstein und Ferdinand Ebner. Die Suche nach dem "erlösenden" Wort.

von
Monika Seekircher (Innsbruck)

Diese Arbeit befaßt sich mit der Frage, ob die Sprache den Solipsismus überwinden kann. Mit dieser Frage werden Ferdinand Ebners Buch "Das Wort und die geistigen Realitäten" und Ludwig Wittgensteins "Tractatus logico-philosophicus" konfrontiert. Es geht hier also um Ebners und Wittgensteins Stellungnahme dazu, ob und wie weit man sich sprachlich mitteilen kann.

Wenn auch diese beiden Werke formal sehr verschieden sind, so zeigen sich in ihnen doch einige Gemeinsamkeiten. Zudem stehen beide Werke in einem gewissen Zusammenhang mit der Zeitschrift "Der Brenner" und ihrem Herausgeber Ludwig von Ficker. Das Leitmotiv des "Brenner" war die Sprache, "die Frage nach dem Wort, das 'trägt und nicht trägt'".¹ Durch diese Thematik sahen sich Wittgenstein und Ebner mit der Zeitschrift verbunden. Zudem waren beide mit Ludwig von Ficker persönlich bekannt. Daß Ebner seine "Fragmente"² im "Brenner" veröffentlichte, war daher recht naheliegend. Auch Wittgenstein, der seine Anteilnahme am "Brenner" zudem durch eine hohe Geldspende für bedürftige Mitarbeiter dieser Zeitschrift bekundete, wäre an einer Veröffentlichung im "Brenner" interessiert gewesen. Sie scheiterte allerdings am mangelnden Verständnis Fickers für den "Tractatus".³

Für die These dieser Arbeit ist es zudem von großer Bedeutung, daß Wittgenstein und Ebner Zeitgenossen waren. Es soll hier nämlich gezeigt werden, daß die beiden Werke eine Reaktion auf die Zeit um den Ersten Weltkrieg sind - eine Zeit, die trotz der schrecklichen Ereignisse durch einen besonders phrasenhaften Gebrauch der Sprache gekennzeichnet war und deshalb von Karl Kraus zu den "letzten Tagen der Menschheit" erklärt wurde. Ein wesentlicher Teil dieser Arbeit wird daher darin bestehen, die Zusammenhänge zwischen dem phrasenhaften Sprachgebrauch der damaligen Zeit und den Sprachauffassungen von Wittgenstein und Ebner aufzuzeigen.

Zuletzt soll noch kurz auf Wittgensteins und Ebners Spätwerk eingegangen werden, und es soll untersucht werden, ob es hier zu einer Überwindung des Solipsismus kommt.

1 Vgl. 25 Jahre Brenner Archiv. Innsbruck 1989, S. 1.

2 Der Untertitel zu Ebners Werk "Das Wort und die geistigen Realitäten" lautet "Pneumatologische Fragmente". Dieses Werk wird daher häufig, auch von Ebner selbst, einfach als die "Fragmente" bezeichnet.

3 Vgl. Walter Methlagl: Erläuterungen zur Beziehung zwischen Ludwig Wittgenstein und Ludwig von Ficker. In: Ludwig Wittgenstein: Briefe an Ludwig von Ficker. Hrsg. v. Georg Henrik von Wright. Salzburg 1969, S. 59ff.

Solipsistische Aspekte im "Tractatus"

Im "Tractatus" legt Wittgenstein eine Abbildtheorie der Sprache dar. Ihr Grundgedanke ist die Wort-Gegenstand-Relation, die Auffassung, daß die Sprache die Welt widerspiegelt. Die Voraussetzung für die Abbildtheorie des Satzes ist die Repräsentation von Gegenständen durch Zeichen,⁴ wobei jedoch die logische Form, die Voraussetzung für die Abbildung ist, nicht abgebildet werden kann: "Der Satz kann die logische Form nicht darstellen, sie spiegelt sich in ihm."⁵ Aber gerade weil sich die logische Form im Satz zeigt, ist sie für Wittgenstein sprachlich nicht erfassbar: "Was gezeigt werden *kann*, *kann* nicht gesagt werden."⁶ Hier bringt Wittgenstein bereits deutlich die Mystik in seiner Sprachauffassung zum Ausdruck.

Zimmermann beschreibt Wittgensteins Sprachauffassung im "Tractatus", indem er zwischen sinnvollen, sinnlosen und unsinnigen Sätzen unterscheidet.⁷ Sinnvolle Sätze sind demnach die Sätze der Naturwissenschaft. Das sind Sätze, die Bilder der Wirklichkeit sind, die anhand der Wirklichkeit entweder verifiziert oder falsifiziert werden können. Sinnlos sind Tautologien und Kontradiktionen, das sind Sätze, die a priori wahr bzw. a priori falsch sind.⁸ Unsinnig sind die Sätze der Metaphysik, der Ethik und der Ästhetik, da sie sich überhaupt nicht auf die Welt als die Gesamtheit der Tatsachen beziehen.

Da für den frühen Wittgenstein der einzig sinnvolle Sprachgebrauch in der Abbildung der Wirklichkeit liegt, wird natürlich die Möglichkeit der Sprache sehr stark eingeschränkt. Wie sehr, zeigt Wittgenstein selbst in den "Philosophischen Untersuchungen" auf und kritisiert dabei zugleich seine frühere Position:

Führe dir die Mannigfaltigkeit der Sprachspiele an diesen Beispielen, und anderen, vor Augen:

- Befehlen, und nach Befehlen handeln –
- Beschreiben eines Gegenstands nach dem Ansehen, oder nach Messungen –
- Herstellen eines Gegenstands nach einer Beschreibung (Zeichnung) –
- Berichten eines Hergangs –
- Über den Hergang Vermutungen anstellen –
- Eine Hypothese aufstellen und prüfen –
- Darstellen der Ergebnisse eines Experiments durch Tabellen und Diagramme –
- Eine Geschichte erfinden; und lesen –
- Theater spielen –
- Reigen singen –
- Rätsel raten –
- Einen Witz machen; erzählen –
- Ein angewandtes Rechenexempel lösen –
- Aus einer Sprache in die andere übersetzen –
- Bitten, Danken, Fluchen, Grüßen, Beten.
- Es ist interessant, die Mannigfaltigkeit der Werkzeuge der Sprache und ihrer Verwendungs-

4 Vgl. Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus [= TLP]. In: Werkausgabe Bd.1. Frankfurt am Main 1984, 4.0312, S. 29.

5 TLP, 4.121, S. 33.

6 TLP, 4.1212, S. 34.

7 Vgl. Jörg Zimmermann: Wittgensteins sprachphilosophische Hermeneutik. Frankfurt am Main 1975, S. 31.

8 Vgl. TLP, 4.461, S. 43.

weisen, die Mannigfaltigkeit der Wort- und Satzarten, mit dem zu vergleichen, was Logiker über den Bau der Sprache gesagt haben. (Und auch der Verfasser der *Logisch-Philosophischen Abhandlung*.)⁹

Auch wenn Wittgenstein seine einseitige Sprachauffassung später selbst kritisierte, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß er sich der radikalen Einschränkung der Möglichkeit der Sprache nicht bewußt war, als er den "Tractatus" schrieb. Es bedarf daher noch einer eingehenderen Untersuchung der Gründe, die Wittgenstein zu diesem sprachlichen Reduktionismus führten. Zuvor soll jedoch noch die Abbildtheorie der Sprache mit dem Solipsismus in Zusammenhang gebracht werden.

Daß die Umgangssprache mit der Abbildtheorie unvereinbar ist, macht Wittgenstein mehrfach deutlich:

In der Umgangssprache kommt es ungemein häufig vor, daß dasselbe Wort auf verschiedene Art und Weise bezeichnet – also verschiedenen Symbolen angehört –, oder, daß zwei Wörter, die auf verschiedene Art und Weise bezeichnen, äußerlich in der gleichen Weise im Satze angewandt werden.¹⁰

Für Wittgenstein ist diese Mehrdeutigkeit ein Makel, den er beseitigt wissen will:

Um diesen Irrtümern zu entgehen, müssen wir eine Zeichensprache verwenden, welche sie ausschließt, indem sie nicht das gleiche Zeichen in verschiedenen Symbolen, und Zeichen, welche auf verschiedene Art bezeichnen, nicht äußerlich auf die gleiche Art verwendet. Eine Zeichensprache also, die der *logischen* Grammatik – der logischen Syntax – gehorcht.¹¹

Es wird also deutlich, daß zwischen der Semantik der Wissenschaftssprachen und der Semantik der Umgangssprache ein großer Unterschied besteht. Die Begriffe der Wissenschaftssprachen sind definitorisch bestimmt. Dadurch lassen sie sich eindeutig voneinander abgrenzen. Den Begriffen der Umgangssprache fehlt hingegen diese Eindeutigkeit, sodaß nicht jeder genau dieselben Vorstellungen mit einem Begriff verbindet. Das führt nun zu der Vermutung, daß es – wenn überhaupt – nur durch Wissenschaftssprachen möglich ist, den Solipsismus zu überwinden, da nur hier eine völlige begriffliche Übereinstimmung gewährleistet ist.

Aber in der Wissenschaft geht es primär um die Darstellungsfunktion der Sprache, um die reine Denotation. Dies geht Hand in Hand mit dem Objektivitätsideal der Wissenschaften, das heißt also, daß das subjektive Moment so weit als möglich ausgeschaltet wird. Auch für Wittgenstein gibt es – zumindest was die Abbildtheorie betrifft – kein Subjekt. Wenn er die Welt unkritisch als die "Gesamtheit der Tatsachen" bezeichnet, scheint er sogar dem naiven Realismus nahe zu stehen. Aber gerade durch diese Ausschaltung des Subjektiven wird die Sprache völlig unpersönlich. Das Unpersönliche der Wissenschaftssprachen wird auch dadurch deutlich, daß wissenschaftliche Termini völlig unabhängig von den Kommunizierenden und der Kommunikationssituation sind. Das mag für die Anliegen der Wissenschaft sinnvoll

9 Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen* [= PU]. In: Werkausgabe Bd.1, 23, S. 250.

10 TLP, 3.323, S. 22.

11 TLP, 3.325, S. 22.

sein. Aber gerade dadurch, daß die Begriffe nicht durch die jeweiligen Kommunizierenden und die jeweilige Kommunikationssituation immer wieder von neuem bestimmt werden können, ist die Wissenschaftssprache für zwischenmenschliche Gespräche nicht geeignet. In der Wissenschaft geht es jedoch um eine möglichst exakte Erfassung der "objektiven" Wirklichkeit bzw. eines Aspekts dieser Wirklichkeit und nicht um die Wirklichkeit in ihrer existentiellen Dimension. In der Wissenschaft, d.h. auch gemäß der Abbildtheorie der Sprache, kann es daher niemals zu einer Überwindung des Solipsismus kommen. Die Problematik des Solipsismus stellt sich hier vielmehr überhaupt nicht, da versucht wird, das Subjektive so weit als möglich auszuschalten.

Obwohl Wittgenstein den Großteil des "Tractatus" der Abbildtheorie widmet, ist sein wesentliches Anliegen die Grenzziehung zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren: "*Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken [...]*"¹² Die Abbildtheorie ist daher für Wittgenstein nicht so sehr als Sprachmodell für sich von Bedeutung, sondern dient dazu zu zeigen, was sprachlich erfassbar ist und was nicht. Aber gerade durch die Abbildtheorie kann er eine eindeutige Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren ziehen. Nach dieser Theorie sind die einzig sinnvollen Sätze Bilder der Wirklichkeit, das heißt, Sprache wird nur dann sinnvoll gebraucht, wenn sie der Darstellung von Tatsachen dient. Damit wird nur den Naturwissenschaften eine Berechtigung in der Sprache gegeben. Die Philosophie, die Logik, die Ethik und die Ästhetik rechnet Wittgenstein dem Bereich des Unsagbaren zu.¹³ Aber auch wenn diese Bereiche keine sprachliche Existenz haben, so leugnet Wittgenstein nicht deren Existenz schlechthin. Dadurch daß er sie aus dem Bereich des Unsagbaren hervorhebt, läßt er ihnen sogar eine besondere Bedeutung zukommen. Problematisch ist nur, daß sich Wittgenstein dem Unausprechlichen sprachlich nähert, auch wenn er sich selbst dieser Diskrepanz bewußt ist.

Für Ingeborg Bachmann ist der "Tractatus" eine "verzweifelte Bemühung um das Unausprechliche"¹⁴. Nur dadurch, daß Wittgenstein das Sagbare so exakt und präzise wie möglich darstellt, kann er einen Eindruck vom Unsagbaren vermitteln.

Daß allein mit der naturwissenschaftlichen Erklärung der Welt sehr wenig getan ist, bringt Wittgenstein deutlich zum Ausdruck, wenn seiner Meinung nach die Naturwissenschaft niemals letzte Erklärungen geben kann, obwohl nur sie es mit sinnvollen Sätzen zu tun hat: "Der ganzen modernen Weltanschauung liegt die Täuschung zugrunde, daß die sogenannten Naturgesetze die Erklärungen der Naturerscheinungen seien."¹⁵ Nicht die beschreibbare und durch Naturgesetze erklärable Welt der Tatsachen ist für Wittgenstein von Bedeutung, sondern der unsagbare Grund für diese Welt: "Nicht *wie* die Welt ist, ist das Mystische, sondern *daß* sie ist."¹⁶

12 TLP, S. 9.

13 Vgl. TLP, S. 33, 76 u. 83.

14 Ingeborg Bachmann: Ludwig Wittgenstein. Zu einem Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte. In: Ludwig Wittgenstein/Schriften. Beiheft, S. 8.

15 TLP, 6.371, S. 81f.

16 TLP, 6.44, S. 84.

Wittgenstein stellt also der Sprache, die für ihn nur als naturwissenschaftliche Sprache sinnvoll gebraucht wird, das Mystische, nur im Schweigen Erfahrbare gegenüber. Dieses Schweigen "besagt" für Wittgenstein letztlich mehr, als es die Sprache vermag. Damit wendet er sich nicht nur gegen den Positivismus, sondern gegen die gesamte rationalistische Tradition. Dieser antirationalistische Zug wird bereits im Vorwort deutlich, wenn er behauptet, die Probleme gelöst zu haben, und zugleich sagt, daß damit wenig getan ist:

Ich bin also der Meinung, die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben. Und wenn ich mich hierin nicht irre, so besteht nun der Wert dieser Arbeit zweitens darin, daß sie zeigt, wie wenig damit getan ist, daß diese Probleme gelöst sind.¹⁷

Die Stellung und Lösung von Problemen kann sich nur auf der sprachlichen Ebene abspielen. Gemäß der naturwissenschaftlichen Sprachauffassung sind daher tatsächlich alle Probleme gelöst, da diese Sprachauffassung die Stellung von metaphysischen Fragen überhaupt nicht zuläßt. Die Beantwortung der wissenschaftlichen Fragen hat aber überhaupt nichts mit unseren existentiellen Problemen zu tun: "Wir fühlen, daß, selbst, wenn alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort."¹⁸ Hier wird die existentielle Dimension von Wittgensteins Denken besonders deutlich. Die Beantwortung der wissenschaftlichen Fragen erscheint angesichts der Lebensproblematik völlig unbedeutend. Allerdings gibt es das Problem des Lebens insofern nicht, als es sich überhaupt nicht stellen läßt. Um dies zu zeigen, benötigt Wittgenstein jedoch die Sprache.

Wittgenstein macht also Aussagen über das Unsagbare, obwohl er bereits im Vorwort darauf hingewiesen hat, daß es sich dabei nur um Unsinn handeln könne: "*Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.*"¹⁹ Wie sehr Wittgenstein unter den von ihm selbst gesetzten Grenzen der Sprache leidet, wird besonders deutlich, wenn er in sein Tagebuch schreibt: "An dieser Stelle versuche ich wieder etwas auszudrücken, was sich nicht ausdrücken läßt."²⁰

Das Unsagbare hat zwar die Möglichkeit, dadurch zum Ausdruck gebracht zu werden, daß es sich zeigt: "Es gibt allerdings Unausprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische."²¹ Dieses "Sich Zeigen" bleibt jedoch letztlich auch an die Sprache gebunden:

Was sich "jenseits" allen kontingenten Sinnes "zeigt", hat keine Sprache (mehr), um entlastend in ein Wissen eingehen zu können. [...] Dennoch zeigt sich der (transzendente) "Sinn" des Unsagbaren nicht schlechthin außerhalb der Sprache, sondern im Scheitern der Sprache selbst, und bleibt insofern auf Sprache angewiesen. – Das Paradox manifestiert sich als "Anrennen gegen die Grenzen der Sprache" – im Bewußtsein, daß solches Anrennen "unsinnig" ist.²²

Daß das Unsagbare – wenn auch nicht direkt, so doch indirekt – durch die Sprache zum Ausdruck gebracht wird, wird besonders deutlich, wenn Wittgenstein die Methode der Philoso-

17 TLP, S. 10.

18 TLP, 6.52, S. 85.

19 TLP, S. 9.

20 Ludwig Wittgenstein: Tagebücher 1914-1916. In: Werkausgabe Bd.1, 22. 11. 1914, S. 121.

21 TLP, 6.522, S. 85.

22 Zimmermann: Wittgensteins sprachphilosophische Hermeneutik, S. 62.

phie beschreibt: "Sie [die Philosophie] wird das Unsagbare bedeuten, indem sie das Sagbare klar darstellt."²³

Die Philosophie, die es nicht mit Tatsachen zu tun hat und sich daher auf das Unsagbare bezieht, kann also durch die Darstellung des Sagbaren die Bedeutung des Unsagbaren aufzeigen. Wittgensteins Sprachauffassung beruht daher letztlich auf der Annahme von zwei unterschiedlichen Bedeutungsebenen, der direkten und der indirekten. Die direkte Bedeutung ist die Welt der Tatsachen, die durch die Sprache abgebildet wird. Die indirekte Bedeutung zeigt sich in all dem, was über die direkte Bedeutung hinausweist. Der naturwissenschaftliche Sprachgebrauch soll also bei Wittgenstein neben der Darstellung der Welt der Tatsachen noch etwas zeigen, das über die Welt der Tatsachen hinausweist. Dieses "Zeigen" erfolgt gerade dadurch, daß die naturwissenschaftliche Sprache diesem "Höheren" nicht gerecht werden kann. Das heißt letztlich, daß es neben der streng abgegrenzten Bedeutung noch eine extrem vage Bedeutung gibt, die aber gerade durch diese Vagheit in einer naturwissenschaftlichen Sprache nicht faßbar ist. Eine sprachlich nicht faßbare Bedeutung ist natürlich ein Widerspruch in sich selbst. Aber genau dieser Widerspruch zieht sich durch das ganze Buch. Insofern ist der gesamte "Tractatus" ein Anrennen gegen die Grenze der Sprache. Die banal erscheinende Schlußfolgerung dieses Buches "Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen"²⁴ wird dadurch geradezu zur Ironie.

Wittgenstein schweigt zwar nicht im "Tractatus" über das Unsagbare, da ihm so viel daran liegt zu zeigen, daß es etwas außerhalb der Tatsachen gibt. Insofern muß es im "Tractatus" zu Widersprüchen kommen. Wittgenstein nimmt aber dennoch seine Schlußfolgerung ernst, indem er sich als Volksschullehrer zurückzieht und nichts mehr schreibt. Obwohl er unter diesem Zustand sehr leidet, bricht er sein Schweigen erst nach Jahren.

Diese Widersprüchlichkeiten, deren Wittgenstein sich selbst bewußt war, veranlassen zu der Frage, wieso er überhaupt auf die Idee einer absoluten Grenze kommen konnte. Er macht selbst deutlich, daß dieser Grenzerfahrung der Sprache eine Grenzerfahrung der Welt zugrundeliegt: "*Die Grenzen meiner Sprache* bedeuten die Grenzen meiner Welt."²⁵

Die Welt als die Gesamtheit der Tatsachen kann zwar durch die Sprache erfaßt werden. Die Sprache kann also beschreiben, wie die Welt ist. Daß die Welt ist, ist jedoch nicht sprachlich faßbar: "Nicht *wie* die Welt ist, ist das Mystische, sondern *daß* sie ist."²⁶ Aber gerade das Daß-Sein der Welt ist für Wittgenstein bedeutend. Das So-Sein der Welt ist zufällig und dadurch ohne Wert: "Wenn es einen Wert gibt, der Wert hat, so muß er außerhalb alles Geschehens und So-Seins liegen. Denn alles Geschehen und So-Sein ist zufällig."²⁷

Die Ethik hängt also mit dem Daß-Sein der Welt zusammen und ist daher unaussprechlich. Überhaupt bezieht sich der gesamte Bereich des Unsagbaren auf das Daß-Sein der Welt: "Die

23 TLP, 4.115, S. 33.

24 TLP, 7, S. 85.

25 TLP, 5.6, S. 67.

26 Vgl. TLP, 6.44, S. 84.

27 TLP, 6.41, S. 83.

Anschauung der Welt sub specie aeterni ist ihre Anschauung als - begrenztes - Ganzes. Das Gefühl der Welt als begrenztes Ganzes ist das mystische."²⁸ Es bleibt nur mehr das wortlose Staunen über die Existenz der Welt, die rational nicht erklärbar ist. Diese Grenzerfahrung der Welt ist für Wittgenstein zugleich die Grunderfahrung des Solipsismus.

Wittgensteins Auseinandersetzung mit dem Solipsismus ist jedoch nicht vom Zweifel an einer bewußtseinsunabhängigen Wirklichkeit geprägt. Vielmehr geht es ihm um die Position des Subjekts in der Welt:

[...] contrary to popular belief, the *Tractatus* is not concerned with the kind of solipsist who complains that he cannot penetrate the veil of his own sense-data and so cannot establish the existence of the physical world or of other people inhabiting it. The whole argument is concerned with the detachment of the subject from the one and only world.²⁹

In der Abbildtheorie der Sprache ist nie von einem Subjekt die Rede. Die Tatsachen sind für Wittgenstein subjektunabhängig und damit auch die Sätze als Bilder der Tatsachen:

Der Satz ist das Bild der Tatsache. Ich kann von einer Tatsache verschiedene Bilder entwerfen. (Dazu dienen mir die logischen Operationen.) Aber das für die *Tatsache* Charakteristische in diesen Bildern wird in allen dasselbe sein und von mir nicht abhängen.³⁰

Durch die Möglichkeit der exakten Darstellung in der Sprache und die Unabhängigkeit vom Subjekt wird die Welt der Tatsachen oder – um die obige Terminologie wieder aufzugreifen – das So-Sein der Welt nicht weiter problematisiert.

Das Daß-Sein der Welt und das damit verbundene "Gefühl der Welt als begrenztes Ganzes" ist jedoch ohne ein Subjekt ein Widerspruch in sich selbst. Wittgenstein führt daher ein Subjekt ein, obwohl dies mit der Abbildtheorie schwer zu vereinbaren ist. Er macht dies letztlich deshalb, weil die Ethik ein Subjekt erfordert.³¹

Die Stellung des Subjekts in Bezug zu dieser Welt ist jedoch nicht unproblematisch. Wittgenstein versteht nun diese "Welt als begrenztes Ganzes" zuerst einmal solipsistisch: "Ich bin meine Welt. (Der Mikrokosmos)."³² Diese solipsistische Anschauung, auf deren Unsagbarkeit Wittgenstein zuvor noch explizit hingewiesen hat, sieht er in der Sprache begründet: "Daß die Welt *meine* Welt ist, das zeigt sich darin, daß die Grenzen *der* Sprache (der Sprache, die allein ich verstehe) die Grenzen *meiner* Welt bedeuten."³³ Speziell mit dem in Klammer Geschriebenen befassen sich viele Interpretationen des "Tractatus" genauer, da sich "allein" sowohl auf "Sprache" als auch auf "ich" beziehen kann. Da aber die Annahme einer privaten Sprache im "Tractatus" sonst keinen Anhaltspunkt findet, scheint die erste Leseweise plausibler. Pears gibt dazu folgende Interpretation:

28 TLP, 6.45, S. 84.

29 David Pears: *The False Prison. A Study of the Development of Wittgenstein's Philosophy. Volume I.* New York 1987, S. 187f.

30 Wittgenstein: *Tagebücher*, 9. 5. 1915, S. 138.

31 Vgl. Derek Bolton: *An Approach to Wittgenstein's Philosophy. Volume I.* New York 1987, S. 36f.

32 TLP, 5.63, S. 67.

33 TLP, 5.62, S. 67.

He [Wittgenstein] is not saying that my language is identifiable as the language that is intelligible to me alone, but, rather, that it is identifiable as the language that expresses only what is intelligible to me. The source of this limitation of my language is my point of view and yet my point of view cannot be identified or mentioned in my language.³⁴

Hier macht Pears zugleich deutlich, daß die Grenzen der Sprache und die damit verbundenen Grenzen der Welt letztlich auf den Standpunkt des Subjekts, den "point of view" zurückzuführen sind. Die Position des Subjekts in Bezug zur Welt stellt Wittgenstein recht anschaulich durch folgenden Vergleich dar:

Wo *in* der Welt ist ein metaphysisches Subjekt zu merken? Du sagst, es verhält sich hier ganz wie mit Auge und Gesichtsfeld. Aber das Auge siehst du wirklich *nicht*. Und nichts *am Gesichtsfeld* läßt darauf schließen, daß es von einem Auge gesehen wird.³⁵

Genauso wie sich das Auge weder innerhalb noch außerhalb des Gesichtsfeldes befindet, ist das Subjekt nicht in der Welt, aber auch nicht außerhalb der Welt. Der Vergleich mit Auge und Gesichtsfeld macht jedoch auch deutlich, daß die Welt durch das Subjekt begrenzt wird. Wittgenstein definiert daher das Subjekt als eine Grenze der Welt: "Das Subjekt gehört nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt."³⁶

Das Subjekt als Grenze der Welt bedeutet aber zugleich, daß es eine Grenze der Sprache ist, das heißt, daß es sprachlich nicht faßbar ist. Das führt zu einem Identifikationsproblem des Subjekts. Wenn das Subjekt sprachlich nicht faßbar ist, dann ist es auch nicht identifizierbar. Die Subjektsidentifikation ist aber eine Grundvoraussetzung für den Solipsismus. Es bleibt die Möglichkeit, das Subjekt mit dem menschlichen Körper zu identifizieren. Dadurch widerspricht sich jedoch der Solipsismus selbst, da dann das Subjekt innerhalb der Welt ist und nicht mehr deren Grenze:

Das philosophische Ich ist nicht der Mensch, nicht der menschliche Körper oder die menschliche Seele mit den psychologischen Eigenschaften, sondern das metaphysische Subjekt, die Grenze (nicht ein Teil) der Welt. Der menschliche Körper aber, *mein* Körper insbesondere, ist ein Teil der Welt unter anderen Teilen der Welt, unter Tieren, Pflanzen, Steinen etc. etc.³⁷

Wird also das Subjekt mit dem menschlichen Körper identifiziert, ist es ein Teil der Welt und dadurch mit dem Solipsismus unvereinbar. Als Grenze der Welt ist jedoch das Subjekt überhaupt nicht sprachlich faßbar und kann daher auch nicht solipsistisch verstanden werden.

Nachdem Wittgenstein die Widersprüchlichkeit des Solipsismus aufgezeigt hat, kommt er zu der Schlußfolgerung, "daß der Solipsismus, streng durchgeführt, mit dem reinen Realismus zusammenfällt"³⁸. Er beschreibt seinen Weg folgendermaßen:

34 Pears: *The False Prison*, S. 166.

35 TLP, 5.633, S. 68.

36 TLP, 5.632, S. 68.

37 Wittgenstein: *Tagebücher*, 2. 9. 1916, S. 177.

38 TLP, 5.64, S. 68.

Der Weg, den ich gegangen bin, ist der: Der Idealismus scheidet aus der Welt als unik die Menschen aus, der Solipsismus scheidet mich allein aus, und endlich sehe ich, daß auch ich zur übrigen Welt gehöre, auf der einen Seite bleibt also *nichts* übrig, auf der anderen als unik *die* Welt. So führt der Idealismus streng durchdacht zum Realismus.³⁹

Wittgensteins Auseinandersetzung mit dem Solipsismus ist allerdings insofern paradox, als er zuerst Übereinstimmung mit dem Solipsismus zeigt, zugleich aber sagt, daß er sprachlich nicht faßbar ist,⁴⁰ und ihn daraufhin auf logisch-argumentative Weise widerlegt, wodurch er zu einer realistischen Anschauung kommt. Dadurch daß Wittgenstein zuerst auf die Unsagbarkeit des Solipsismus hinweist, erscheint seine Argumentation gegen den Solipsismus als fragwürdig, auch wenn diese sehr durchdacht ist.

Seine Widerlegung des Solipsismus macht zwar deutlich, daß er im Bereich des Sagbaren keine Geltung haben kann. Die Abbildtheorie der Sprache steht bereits für sich im Widerspruch zum Solipsismus, da die Auffassung, daß Sätze Bilder der Wirklichkeit sind, nur mit dem Realismus vereinbar ist. Aber auch wenn der Solipsismus im Bereich des Sagbaren keine Geltung hat, so scheint er doch für Wittgenstein nicht völlig bedeutungslos zu sein. Denn das, was "der Solipsismus nämlich *meint*, ist ganz richtig, nur läßt es sich nicht *sagen*, sondern es zeigt sich."⁴¹ Dadurch daß sich die Wahrheit des Solipsismus nur zeigen kann, gewinnt er eine mystische Bedeutung. Er hängt also mit der sprachlosen Erfahrung, daß die Welt ist, mit dem "Gefühl der Welt als begrenztem Ganzen", zusammen. Der Realismus bezieht sich hingegen auf die Welt der Tatsachen, also darauf, wie die Welt ist. Die solipsistische Welt als "begrenztes Ganzes" und die realistische Welt der "Gesamtheit der Tatsachen" sind zwei völlig unterschiedliche Sichtweisen, wobei die Welt als "begrenztes Ganzes" gerade wegen ihrer Unsagbarkeit für Wittgenstein von viel größerer Bedeutung zu sein scheint. Sie wird nur durch das Subjekt bestimmt, und mit dem Tod des Subjekts hört diese Welt auf.⁴² Dadurch daß sie existiert, sprachlich aber nicht faßbar ist, kann sie nur solipsistisch verstanden werden, auch wenn es sich dabei um einen widersprüchlichen Solipsismus handeln muß.

Wird nun also im "Tractatus" eine solipsistische Sprachauffassung dargelegt? Es wurde bereits gezeigt, daß in der naturwissenschaftlichen Sprache, welche für Wittgenstein die einzig sinnvolle ist, der Solipsismus nicht überwunden werden kann. Das Unsagbare, das dadurch zum Ausdruck gebracht werden kann, daß es sich zeigt, bleibt zwar letztlich auch an die Sprache gebunden. Die Auffassung, daß das durch die naturwissenschaftliche Sprache klar Dargestellte indirekt noch etwas "Höheres" zeigen könne, ist jedoch zu mystisch, um dabei von der Möglichkeit der sprachlichen Überwindung des Solipsismus zu reden. Dadurch wird man zu der Annahme geführt, daß dem "Tractatus" eine solipsistische Sprachauffassung zugrundeliegt. Diese Annahme wird noch dadurch verstärkt, daß Wittgenstein von einer sprachlich nicht faßbaren Welt als einem "begrenzten Ganzen" spricht, die nur solipsistisch verstanden werden kann.

39 Wittgenstein: Tagebücher, 15. 10. 1916, S. 180.

40 Vgl. TLP, 5.62, S. 67.

41 TLP, 5.62, S. 67.

42 Vgl. TLP, 6.431, S. 84.

Aber auch wenn die im "Tractatus" dargelegte Sprachauffassung solipsistisch zu sein scheint, so spiegelt doch die Sprache des "Tractatus" diese Sprachauffassung nicht wider. Die im "Tractatus" gebrauchte Sprache entspricht also nicht der im "Tractatus" dargelegten Sprachauffassung, da Wittgenstein die selbst gesetzten Grenzen der Sprache überschreitet. Aber Wittgenstein spricht nicht nur über das, worüber man gemäß seiner eigenen Sprachauffassung schweigen müßte; er glaubt auch noch, daß das, was eigentlich nicht gesagt werden kann, zumindest von einigen verstanden wird.

Daß Wittgenstein am Verständnis des Lesers viel gelegen ist, wird bereits im Vorwort deutlich, dessen erster Satz folgendermaßen lautet: *"Dieses Buch wird vielleicht nur der verstehen, der die Gedanken, die darin ausgedrückt sind – oder doch ähnliche Gedanken – schon selbst einmal gedacht hat."*⁴³ Wenn auch Wittgenstein den Akt des Verstehens nicht näher beschreibt, so wird doch deutlich, daß sich das Verstehen des "Tractatus" nicht in einer naturwissenschaftlichen Sprache vollziehen kann. Auch am Schluß des "Tractatus" geht Wittgenstein noch einmal auf das Verständnis des Lesers ein:

Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.) Er muß diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig.⁴⁴

Hier löst Wittgenstein seine eigene Widersprüchlichkeit auf, indem er explizit sagt, daß seine Sätze unsinnig sind. Das heißt aber nicht, daß sie nicht verstanden werden können. Das Verständnis dieser Sätze zeigt sich gerade an der Erkenntnis ihrer Unsinnigkeit. Auch wenn also Wittgensteins Sätze gemäß seiner eigenen Sprachauffassung unsinnig sind, so ist dies aber nicht sein Bemühen, das Unsagbare aufzuzeigen, sofern dieses Bemühen verstanden wird. Gerade die Möglichkeit des Verstehens, die auch von Wittgenstein nicht verleugnet wird, spricht dagegen. Das Verstehen bleibt zwar auch auf die Sprache angewiesen, hat es aber dennoch nicht mit Abbildern der Wirklichkeit zu tun.

Wittgensteins "Anrennen gegen die Grenze der Sprache" muß zwar rein theoretisch, das heißt hier gemäß seiner eigenen Sprachauffassung, immer sinnlos bleiben. Praktisch bekommt es jedoch Sinn, und zwar dort, wo es vom Leser verstanden wird. Dadurch wird deutlich, daß sich Wittgenstein genau dann sprachlich mitteilen kann, wenn er die Grenzen der Sprache überschreitet und dabei verstanden wird.

Solipsistische Aspekte in den "Fragmenten"

Für Ebner ist nicht mehr das Ich der Ausgangspunkt, so wie dies im Solipsismus bzw. Idealismus der Fall ist, sondern die Beziehung des Ichs zum Du, welche gerade durch die Sprache zum Ausdruck gebracht wird. Die wesentliche Bestimmung der Sprache ist daher für Ebner die Mitteilung und nicht die Darstellung der Wirklichkeit:

43 TLP, S. 9.

44 TLP, 6.54, S. 85.

Nicht dort, wo wir also etwas sagen, wo wir im Kontext von Sprechhandlungen den Anderen zu etwas bewegen wollen, sondern dort, wo wir einander mitteilen oder sagen und wo wir einander darin erschließen, liegt für Ebner das Zentrum, der Ursprung und auch die Erfüllung des Wortes.⁴⁵

Der Gedanke, daß sich im Wort die "Ich-Du-Beziehung" offenbart, durchzieht das ganze Buch, ohne daß es jedoch dabei zu einer systematischen Entwicklung der einzelnen Gedankengänge kommt. Im Vorwort legt Ebner bereits sehr klar seinen Grundgedanken dar:

Vorausgesetzt, daß die menschliche Existenz in ihrem Kern überhaupt eine geistige [...] Bedeutung hat [...]: so ist dieses wesentlich dadurch bestimmt, daß es vom Grund aus angelegt ist auf ein Verhältnis zu etwas Geistigem *außer* ihm, *durch* das es und *in* dem es existiert. Ein Ausdruck [...] des Angelegtseins auf eine derartige Beziehung ist in der Tatsache zu finden, daß der Mensch ein *sprechendes* Wesen ist, daß er das "Wort hat".⁴⁶

Das Wort ist für Ebner etwas, das sich zwischen einem Ich und einem Du zuträgt, das sich "zwischen der 'ersten' und 'zweiten Person' abspielt"⁴⁷. Sprache setzt damit eine persönliche Beziehung voraus und bringt diese mit jedem Wort von neuem zum Ausdruck. "Ich" und "Du" bedeuten daher für Ebner die Ansprechbarkeit und die Möglichkeit zur Aussprache: "Das 'Du' ist die 'Ansprechbarkeit' im anderen und diese gehört ebenso mit zum Wesen der Personalität wie die Möglichkeit 'sich' auszusprechen, in der eben das 'Ich' gegeben ist."⁴⁸ Hier wird zugleich deutlich, daß das Ich erst durch das "Sich-Aussprechen-Können" gegeben ist, daß die Möglichkeit zur Aussprache eine Voraussetzung für die Existenz ist: "Das wirkliche Ich existiert [...] nicht dadurch, daß es sich *denkt*, sondern daß es sich *ausspricht*."⁴⁹ Das Sein kann also nur persönlich verstanden werden und damit nur in der ersten und zweiten Person ausgesagt werden. Die Existentialaussage in der dritten Person ist durch ihre objektivierende und substantialisierende Form unpersönlich und dadurch "eben bloß *gedacht*":⁵⁰ "Die Satzform 'Das Ich ist' besagt gar nichts, die Form 'Ich bin' alles [...]"⁵¹ Ebner befaßt sich hier also mit dem dialogischen Prinzip der Sprache auf einer grammatikalischen Ebene. Er spricht sogar von einer "pneumatologischen Grammatik".⁵² Er erklärt das dialogische Prinzip aber nicht nur anhand grammatikalischer Kategorien, sondern begründet es außerdem noch etymologisch: "Und wirklich hat ja insbesondere die deutsche Sprache eine 'etymologische Physiognomie und Miene', in deren Deutung sich uns das tiefste und innerste Leben der Sprache und der 'Sinn' dieses Lebens verrät."⁵³ Anhand etwas fragwürdiger etymologischer Untersuchungen kommt er zu dem Schluß, daß das "m" in "mein mir mich" eine zurückweisende

45 Peter Kampits: Der Sprachdenker Ferdinand Ebner. In: Walter Methlagl, Peter Kampits, Christoph König und Franz Josef Brandfellner (Hrsg.): Gegen den Traum vom Geist. Beiträge zum Symposium Gablitz 1981. Salzburg 1985, S. 91.

46 Ferdinand Ebner: Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente. [= Fragmente]. In: Schriften. Bd.1. München 1963, S. 80f.

47 Fragmente, S. 87.

48 Fragmente, S. 87.

49 Fragmente, S. 196.

50 Vgl. Fragmente, S. 262.

51 Fragmente, S. 188.

52 Fragmente, S. 125.

53 Fragmente, S. 125f.

Bedeutung hat,⁵⁴ während das "t" in den Pronomina der zweiten (angesprochenen) Person eine hinweisende Bedeutung hat.⁵⁵ Die grammatikalischen Aspekte erscheinen jedoch wesentlich aussagekräftiger als die etymologischen.

Damit das Wort sein Du erreichen kann, bedarf es noch einer weiteren Voraussetzung, und zwar der Liebe: "Das Wort als das 'objektive' und die Liebe als das 'subjektive Vehikel' des Verhältnisses zwischen dem Ich und dem Du gehören zusammen."⁵⁶ Das unter diesen Umständen gesprochene Wort hat für Ebner erlösende Wirkung und hilft, mit jeder Lebenssituation fertig zu werden: "Es gibt kein menschliches Leid, das nicht durch das rechte Wort gebannt werden könnte, und es gibt in allem Unglück dieses Lebens keinen anderen wirklichen Trost, als der vom rechten Wort kommt."⁵⁷ Jedes Problem kann also allein dadurch bewältigt werden, daß es zur Aussprache kommt: "Ebner war der Ansicht, daß nicht die Darstellung irgendeiner 'Idee' zur Lösung eines Problems ver helfe; vielmehr bedeute schon das Aufrollen des Problems dessen Lösung."⁵⁸

Ebners dialogisches Denken läuft also auf eine Erlösung durch das Wort hinaus. Da aber für ihn die Sprache göttlichen Ursprungs ist, ist auch die Erlösung durch das Wort von Gott. Gerade weil der Mensch das Wort und damit auch seine Existenz von Gott hat, ist "Gott das wahre Du des wahren Ichs im Menschen"⁵⁹, worauf Ebner in den "Fragmenten" immer wieder hinweist. Diese Annahme ist jedoch nicht ganz unproblematisch, da dadurch die menschliche "Ich-Du-Beziehung" relativiert wird. Diese Relativierung wird besonders deutlich, wenn Ebner sagt, daß "das Du im Heinrich nicht ein ganz anderes als im Josef oder Ludwig"⁶⁰ ist, sondern letztlich immer das göttliche Du. An einer anderen Stelle wendet sich Ebner jedoch gegen eine völlige Verabsolutierung des göttlichen Du: "Wessen Ich aber nur deshalb in Gott sein Du sucht, weil er es im Menschen niemals finden kann, der hat sich auch den Weg zu Gott versperrt."⁶¹ Aus den soeben zitierten und ähnlichen Äußerungen Ebners ist nicht eindeutig zu entnehmen, wie das menschliche Verhältnis und das Gottesverhältnis zueinander stehen. Das Gottesverhältnis zeigt sich also auf eine nicht genau bestimmte Weise in der zwischenmenschlichen Beziehung. Es findet jedoch noch einen direkteren Ausdruck im Gebet, das Ebner als den "Dialog mit Gott"⁶² bezeichnet. Dieser Dialog kann nur ein Anruf Gottes sein. Auch wenn in diesem Anruf das "unaussprechliche Geheimnis Gottes" Wort wird,⁶³ so bleibt es doch für den Menschen unfaßbar. In seinen Aphorismen beschreibt daher Ebner das Gebet als ein "Schweigen im Wort".⁶⁴

Daß Ebner die Bedeutung des Schweigens erfahren hat, wird auch an folgender Stelle aus seinen Tagebüchern deutlich:

54 Vgl. Fragmente, S. 198ff.

55 Vgl. Fragmente, S. 247ff.

56 Fragmente, S. 124.

57 Fragmente, S. 196f.

58 Walter Methlagl: Ästhetische Alternative. Ferdinand Ebners Kulturpessimismus und seine Überwindung im "Brenner". In: Gegen den Traum vom Geist, S. 215.

59 Fragmente, S. 86.

60 Fragmente, S. 94.

61 Fragmente, S. 270.

62 Fragmente, S. 109.

63 Vgl. Fragmente, S. 109.

64 Ferdinand Ebner: Aphorismen 1931. In: Schriften. Bd.1, S. 952.

Eine Erkenntnis, die ausgesprochen wird, kann niemals eine letzte Erkenntnis sein. Denn eine letzte Erkenntnis – die spricht man überhaupt nicht mehr aus. In der existiert man. Vielleicht auch stirbt man in ihr, zumindest für diese Welt.⁶⁵

Gerade dadurch, daß Ebner um die Spannung zwischen Sagen und Schweigen Bescheid weiß, kann er zum Glauben an das erlösende Wort kommen.

Die Tatsache, daß der Mensch ein sprechendes Wesen ist, spricht also nach Ebner gegen den Solipsismus. Er zeigt jedoch auch auf, daß die Sprache so gebraucht werden kann, daß ihre wesentliche Bestimmung verfehlt wird. In diesem Fall spricht er von "Icheinsamkeit" bzw. "Dulosigkeit". Unter "Icheinsamkeit" versteht Ebner das "Bezogensein auf sich selbst"⁶⁶. Da jedoch das Ich "keine 'absolute' Existenz" hat, sondern "nur im Verhältnis zum Du" existiert,⁶⁷ entspricht diese "Icheinsamkeit" nicht dem Menschen:

Das Fürsichsein des Ichs in seiner Einsamkeit ist kein ursprüngliches Faktum im geistigen Leben des Menschen – angenommen das Ich existiere außerhalb seiner Beziehung zum Du und unabhängig von diesem: dann wäre der Mensch ebenso stumm und sprachlos wie das Tier, wie die ganze Natur –, sondern ein Ergebnis seiner Abschließung vor dem Du.⁶⁸

In Zusammenhang mit den Begriffen "Icheinsamkeit" bzw. "Dulosigkeit" ist noch der Begriff "Traum vom Geist" zu erwähnen. Darunter versteht Ebner das Vorbeileben an den geistigen Realitäten in der Kultur. In der Kultur wird zwar die Notwendigkeit eines geistigen Lebens erkannt, aber es kann durch die Abschließung vor dem Du zu keiner Verwirklichung kommen. Die Kultur ist daher für Ebner nur ein "Traum vom Geist":

Alle Kultur war bisher nichts anderes und wird niemals etwas anderes sein als ein Traum vom Geist, den der Mensch in der Icheinsamkeit seiner Existenz, abseits von den geistigen Realitäten des Lebens träumt und dessen inneres Gesetz er vornehmlich in der "Konzeption der Idee" empfing.⁶⁹

Durch die unpersönliche Sprechweise in der dritten Person kommt es in der Kultur zu einer "'Objektivierung' des an sich 'subjektiven' Lebensproblems"⁷⁰. Das Ich steht nicht mehr im Verhältnis zu einem Du, sondern nur mehr im Verhältnis zu einer Idee. Dadurch wird an den geistigen Realitäten von Ich und Du vorbeigelebt und nur mehr vom Geist geträumt.

Dieser "Traum vom Geist" vollzieht sich in den verschiedenen künstlerischen und kulturellen Beschäftigungen auf unterschiedliche Weise. Am deutlichsten wird die "Icheinsamkeit" im Idealismus zum Ausdruck gebracht. Das "cogito ergo sum" von Descartes, welches der idealistische Ausgangspunkt ist, ist für Ebner geradezu eine Definition der "Icheinsamkeit":

65 Ferdinand Ebner: Tagebücher. In: Schriften. Bd.2, München 1963, 28. 3. 1917, S. 698.

66 Fragmente, S. 84.

67 Vgl. Fragmente, S. 96.

68 Fragmente, S. 91.

69 Fragmente, S. 89.

70 Fragmente, S. 171.

Man könnte vielleicht sagen, das Ich sei dadurch, daß es sich denkt. Also doch *cogito, ergo sum*. So wird es zur Identität von Denken und Sein: es ist, weil es sich denkt, es denkt sich, weil es ist; zur Identität von Subjekt und Objekt: es ist das Subjekt, das, indem es sich denkt, zugleich sich selbst Objekt ist. [...] Natürlich ist das nicht das wirkliche Ich, sondern – weil es eben sich selbst denkt, sich denkend auf sich selbst bezieht und so zum "Objekt" macht – das abstrakt gewordene *moi* des Pascal, das Mein-Mir-Mich, das Ich in der Icheinsamkeit eines bloßen Gedankens existierend. Das wirkliche existiert im Verhältnis zum Du [...], nicht dadurch, daß es sich *denkt*, sondern daß es sich *ausspricht*.⁷¹

Existenz wird für Ebner nur im "Sich-Aussprechen" begründet, was eine persönliche Beziehung zu einem Du voraussetzt. In der neuzeitlichen Philosophie wird jedoch das Sein durch das Denken begründet. Dies ist zugleich der Ausgangspunkt für den Solipsismus.⁷² Das Ich braucht dadurch weder ein menschliches noch ein göttliches Du, sondern ruht sozusagen in sich selbst. Das gesamte Sein sowie das Ich sind im Denken objektivierbar. Durch diese Abstraktion wird ein persönliches Seinsverständnis geradezu ausgeschlossen, denn die "Personalität einer Existenz wird niemals durch das Denken erfaßt"⁷³. Letztlich ist für Ebner die gesamte Philosophie ein "Traum vom Geist", denn: "Alle Philosophie lebt vom Idealismus."⁷⁴

Aber nicht nur die Philosophie, sondern sogar die gesamte Wissenschaft ist für Ebner ein Ausdruck der "Icheinsamkeit". Besonders deutlich zeigt sich dies in der Mathematik, die wegen ihrer völligen Abstraktheit ganz den Sinn des Wortes verfehlt.⁷⁵

Selbst die Psychologie hat es nach Ebner nicht mit den geistigen Realitäten zu tun. Die Psychologen erkennen zwar den Idealismus als "Traum vom Geist", deuten ihn jedoch als eine Sublimierung natürlicher Bedürfnisse und nicht wie Ebner als eine Verdrängung der wahren geistigen Bedürfnisse.⁷⁶ Obwohl es die Psychologie und insbesondere die Psychoanalyse gerade mit der Persönlichkeit eines Menschen zu tun hat, geht es ihr nicht um den Menschen in seiner Persönlichkeit. Sie will vielmehr die Persönlichkeit eines Menschen erklären, wozu sie sie zuerst auflösen muß. Aber gerade diese Überschreitung der Grenzen der Persönlichkeit kritisiert Ebner: "Am wahren Innenleben jedoch, wo es nichts zu durchschauen und aufzulösen gibt, wird sie [die Psychologie] zuschanden. An der Persönlichkeit findet sie ihre Grenze."⁷⁷ Daher fordert er von der Psychologie: "vor der Persönlichkeit anspruchslos und schweigend beiseitreteten."⁷⁸

Auch die Sprachforscher können trotz ihrer intensiven Beschäftigung mit der Sprache das Wesen der Sprache nicht erfassen, da sie "immer nur das lieblose und darum zum Begriffszeichen erstarrende und tote Wort im Auge"⁷⁹ haben.

Das typische Kennzeichen jeder wissenschaftlichen Richtung ist eine gewisse Abstraktionsstufe. In der Wissenschaft wird also immer vom konkreten Menschen bzw. Ding abstrahiert,

71 Fragmente, S. 195f.

72 Die Begriffe "Solipsismus" und "subjektiver Idealismus" werden synonym verwendet.

73 Fragmente, S. 103.

74 Fragmente, S. 191.

75 Vgl. Fragmente, S. 223f.

76 Vgl. Fragmente, S. 177f.

77 Fragmente, S. 179.

78 Fragmente, S. 179.

79 Fragmente, S. 197.

um so zu allgemeineren Erkenntnissen zu kommen. Diese Abstraktion, der eine Objektivierung vorausgeht, bedeutet jedoch für Ebner, daß die Wissenschaft letztlich immer ein Ausdruck der "Icheinsamkeit" ist. Aber nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Kunst ist für Ebner ein "Traum vom Geist", da das Geistige in der Kunst nur ästhetisch verstanden wird.

Indem Ebner sowohl die Wissenschaft als auch die Kunst als einen "Traum vom Geist" bezeichnet, stellt er die gesamte Kultur in Frage. Letztlich fordert er sogar, sich überhaupt von der Welt abzuwenden, da sie ein Erwachen aus dem "Traum vom Geist" verhindert: "Der Mensch muß seinen Blick von der Welt wegwenden, dann wird sie ihm nicht mehr seinen Ausblick auf Gott hin verstellen. Dann kann er erwachen aus seinem Traum vom Geiste zu den Realitäten des geistigen Lebens."⁸⁰ Diese Forderung ist jedoch nicht unproblematisch, da dadurch das gesamte Welterlebnis ohne geistige Bedeutung bleibt.

Ebners Kulturpessimismus ist darauf zurückzuführen, daß für ihn die gesamte Kultur eine Verdrängung der wahren geistigen Bedürfnisse ist. Sie ist für Ebner letztlich eine Flucht vor der Auseinandersetzung mit der ganz persönlichen Lebensproblematik, mit der Frage nach dem Sinn meines Lebens: "[...] hinter aller Kultur steckt die Frage nach dem Sinn und das heimliche, so gut verheimlichte Leiden an der Sinnlosigkeit des Lebens"⁸¹. Die Verdrängung der Sinnfrage in der Kultur kann natürlich – genauso wie jede andere Form von Verdrängung – niemals gelingen. Hinter dem Traum vom Geist verbirgt sich daher immer eine "Unseligkeit".⁸² Wer jedoch der persönlichen Lebensproblematik nicht aus dem Wege geht, "der muß an Gott, an das 'Entgegenkommen des Du', glauben können – oder er wird wahnsinnig"⁸³. Der Wahnsinn ist für Ebner die deutlichste Form der "Icheinsamkeit". Er äußert sich oft in Selbstgesprächen, welche der ursprünglichen Bestimmung des Wortes völlig widersprechen. Letztlich sehnt sich jedoch der Mensch auch im Selbstgespräch nach einem Verhältnis zu einem Du,⁸⁴ denn die absolute Abschließung, die es allerdings wegen der ursprünglichen dialogischen Existenz des Menschen gar nicht gibt, würde nach Ebner den "Tod des Ichs" bedeuten und hätte den Verlust der Sprache zur Folge.⁸⁵

Gerade die "Icheinsamkeit" ist aber für Ebner selbst eine existentielle Grunderfahrung, welche er in seinen Tagebüchern eindringlich schildert. Er hat überhaupt sehr umfangreiche Tagebuchaufzeichnungen gemacht, was natürlich im Widerspruch zu seinem dialogischen Grundgedanken steht. Er weist selbst darauf hin, daß "in einem bloßen Tagebuchmonolog" das "konkrete Du" niemals erreicht werden kann.⁸⁶ Somit sind bereits seine Tagebuchaufzeichnungen ein Ausdruck seiner "Icheinsamkeit", und er ist sich dessen selbst bewußt: "Ein Dasein wie das meine kann wohl nicht in anderen als psychopathographischen Tagesaufzeichnungen beschrieben werden."⁸⁷

80 Fragmente, S. 283.

81 Fragmente, S. 325.

82 Vgl. Fragmente, S. 132.

83 Fragmente, S. 335.

84 Vgl. Fragmente, S. 117.

85 Vgl. Fragmente, S. 183.

86 Vgl. Fragmente, S. 317.

87 Ebner: Tagebücher, 29. 5. 1914, S. 576.

Ebners "Icheinsamkeit" zeigt sich aber nicht nur darin, daß er schreibt, sondern noch viel deutlicher in dem, was er schreibt. Er sieht sich selbst sogar zur Einsamkeit prädestiniert: "So wie ich ist kein Mensch unter allen, die mir untergekommen, so sehr zur Einsamkeit bestimmt wie ich."⁸⁸ Diese Bestimmung zur Einsamkeit stellt Ebner später prinzipiell in Frage: "Kommt tatsächlich alles, was das Leben eines Menschen fruchtbar macht, ganz und gar aus ihm allein, allein aus seinem Menschlichsten und Persönlichsten?"⁸⁹ Hier ist bereits der Ansatz zu Ebners dialogischem Prinzip sehr deutlich erkennbar, was jedoch nichts an seiner inneren Vereinsamung ändert. Besonders stark leidet er an seinen mitmenschlichen Beziehungen, von denen er sagt: "Es war immer irgendwie ein falscher Ton in allen meinen Beziehungen zu anderen"⁹⁰. Er glaubt sogar, daß ihm jegliches Verständnis für die Welt und die Menschen fehlt: "Gibt es für mich ein anderes Refugium als immer mehr durchdrungen zu sein von dem Bewußtsein, daß ich diese Welt und die Menschen in ihr nicht verstehe, absolut nicht verstehe?"⁹¹

Ebner weiß selbst, daß er vielmehr das "ideelle Du" vor Augen hat, anstatt mit einem "konkreten Du" in Beziehung zu treten. Diese Erklärung seiner "Icheinsamkeit" hilft ihm jedoch nicht, sie zu überwinden. Ebner hat sogar noch weitere typische Kennzeichen der "Icheinsamkeit" selbst durchlebt. So führt er "lauter Selbstgespräche" und redet oft "wie im Traum".⁹² Zudem redet er gern von sich in der dritten Person.⁹³ Den "Traum vom Geist" in der Dichtung und Philosophie hat Ebner auch geträumt:

[...] der eine geistige Irrtum meines Lebens: der Versuch, mein geistiges "Problem" in der Sphäre der dichterischen Auseinandersetzung mit ihm zu einer Lösung zu bringen. [...] Dann kamen die Jahre des Philosophierens, der "Psychologie", der metaphysischen Spekulation. Und auch das alles bedeutete, auf einem Irrweg gehen. In allem dem war noch nicht der Ernst des geistigen Lebens. In allem dem fand ich noch nicht die geistige Bestimmtheit meiner Existenz.⁹⁴

Obwohl Ebner in dieser Zeit bereits die Notwendigkeit einer "Ich-Du-Beziehung" erkannt hat, kann er sie nicht finden. Das führt dazu, daß er sogar eine Nähe zum Wahnsinn fühlt:

Die Dulosigkeit des Ichs, das ist ein fürchterlicher Abgrund im Menschen. Ich habe Augenblicke, wo er sich zu meinem Entsetzen vor mir in seiner ganzen Tiefe – und "Grundlosigkeit" – aufzut. Augenblicke, wo mich eine Verzweiflung über mich selbst erfaßt, in der ich meine, sofort wahnsinnig werden zu müssen.⁹⁵

Ebner durchlebt also die "Icheinsamkeit" mit all ihren Symptomen – jene Symptome, die er in den "Fragmenten" genau beschreibt. Gerade weil er die "Icheinsamkeit" so gut kennt, kann er vielleicht auf die große Bedeutung einer wahren "Ich-Du-Beziehung" schließen. Die große Tragik bei Ebner ist, daß sein Leben – zumindest bei Betrachtung seiner Tagebücher – viel mehr durch die "Icheinsamkeit" geprägt war als durch die Beziehung zu einem Du.

88 Ebd., 28. 9. 1909, S. 556.

89 Ebd., 2. 10. 1912, S. 567.

90 Ebd., 25. 6. 1913, S. 571.

91 Ebd., 28. 4. 1916, S. 622.

92 Vgl. ebd., 27. 7. 1917, S. 727.

93 Vgl. ebd., 1. 8. 1917, S. 730f.

94 Ebd., 23. 12. 1917, S. 746f.

95 Ebd., 31. 12. 1917, S. 757.

Aber auch wenn Ebners "Fragmente" existentiell begründet sind, sind sie nicht frei von Widersprüchen. So wurde bereits auf eine gewisse Tendenz zur Verabsolutierung des göttlichen Du hingewiesen, womit die Relativierung des konkreten menschlichen Du verbunden ist. Das konkrete Du wird zudem durch die Negierung des gesamten Welterlebnisses, auf welche ebenfalls bereits hingewiesen wurde, in Frage gestellt. Aber gerade die Konkretheit des Du ist in Ebners "Fragmenten" von grundlegender Bedeutung und eine Voraussetzung für die tatsächliche Überwindung des Solipsismus. Es soll daher im folgenden untersucht werden, wie konkret Ebners Du wirklich ist.

Ebner weist selbst im Vorwort auf zwei Hauptmängel der "Fragmente" hin. Den ersten Hauptmangel sieht er darin, daß sein Vater, dessen Andenken er das Buch widmet, dieses nicht verstehen würde:

Derjenige, dessen Andenken die Fragmente gewidmet sind, würde, wenn er noch lebte, sie nicht verstehen. Obwohl vermutlich gerade er ihren Grundgedanken – freilich von einer ganz anderen Seite, die von seiner Beziehung zum Sprachproblem nichts wußte und aber auch nichts zu wissen brauchte – für sich selbst in der "Praxis" seines stillen, mühevollen, entbehrungsreichen Lebens ganz gut erfaßt hatte. Daß er sie nicht verstehen würde, darin muß ich und kann nicht anders als einen Hauptmangel der ganzen Arbeit erblicken. Ihn zu vermeiden, war mir nicht gegeben. So bleibe er denn stehen mit seinem Anschein der Entfernung und des Widerspruchs zum Sinn des Grundgedankens.⁹⁶

Ebner bezieht sich also mit seinem Buch auf ein ganz konkretes Du, nämlich auf seinen Vater. Daß dieser die "Fragmente" nicht verstehen würde, ist für Ebner zwar ein Mangel. Aber er sagt nicht, daß das dem Grundgedanken völlig widerspricht, sondern nur den "Anschein" des Widerspruchs hat. Ebners "Ich-Du-Beziehung" basiert nämlich auf dem Offensein füreinander, wobei nur das liebevolle Wort zählt. Es geht nicht um ein gegenseitiges Verstehen in kommunikationswissenschaftlichem Sinn. Das "allermenschlichste Bedürfnis, verstanden zu werden", hat nach Ebner "der wahrhaft religiöse Mensch" sogar "in sich überwunden".⁹⁷ Demzufolge ist die "Icheinsamkeit" auch nicht mit der "Schmerzlichkeit des Nichtverstandenenwerdens" gleichzusetzen.⁹⁸ Das heißt aber nicht, daß das gegenseitige Verstehen in der "Ich-Du-Beziehung" überhaupt keine Rolle spielt. Ebner geht jedoch auf die Zusammenhänge und Unterschiede nicht genauer ein. Es wird aber doch deutlich, daß die "Ich-Du-Beziehung" jenseits der Verstehensproblematik liegt, wodurch sie aber einen schwer faßbaren Charakter bekommt.

Ebner bringt seine "Fragmente" mit noch einem anderen konkreten Du in Verbindung, nämlich mit Ludwig von Ficker. Aus einer Tagebucheintragung geht hervor, daß ihn die "Fragmente" geradezu zu Ludwig von Ficker hingeführt haben: "Es ist doch gut, daß ich die Fragmente geschrieben habe. Denn ohne sie hätte ich ja die Bekanntschaft des Herrn F. niemals gemacht."⁹⁹ Ficker war von den "Fragmenten", durch die er erstmals mit Ebner in Berührung kam, tief beeindruckt, was sich darin zeigt, daß er sie in seinem Verlag veröffentlichte. Durch

96 Fragmente, S. 82f.

97 Vgl. Ebner: Tagebücher, 29. 12. 1917, S. 755.

98 Vgl. Fragmente, S. 92.

99 Ebner: Tagebücher, 23. 8. 1920, S. 936.

die "Fragmente" sind sich also Ebner und Ficker begegnet und haben eine tiefe freundschaftliche Beziehung aufgebaut. Daß sich Ebner bei Ficker sehr gut aussprechen konnte, wird deutlich, wenn er schreibt: "Herr F. verhält sich in Gesprächen meistens zuhörend. Und er hat eine merkwürdig gute Art des Zuhörens, der gegenüber man gern den Mund auftut, und auch das Herz."¹⁰⁰ Wenn Ebner durch die "Fragmente" zu einer "Ich-Du-Beziehung" findet, dann erfüllt sich für ihn persönlich der Sinn der "Fragmente" auf ganz konkrete Weise. Allerdings geht es hier nur um das konkrete Du aus kontextueller Sicht. Neben dieser kontextuellen Perspektive ist natürlich in bezug auf das konkrete Du auch die formale und die inhaltliche Perspektive von Bedeutung.

Der zweite Hauptmangel, der für Ebner sogar der schwerwiegendere ist, bezieht sich auf die Form der "Fragmente". Diesen Mangel herauszufinden, überläßt er dem Leser:

Den zweiten Hauptmangel – mich dünkt er bedenklicher noch als der erste – wird wohl nur derjenige herausfinden, der den Grundgedanken und seine Durchführung sowohl nach der "objektiven" als auch "subjektiven" Seite hin wirklich verstanden hat [...]. Ich überlasse es dem Leser, ihn zu entdecken und mir zum Vorwurf zu machen. Der Vorwurf müßte mich freuen – nicht nur, weil er ein Beweis dafür wäre, daß man mich verstanden habe. Was liegt auch daran? Diesen Mangel zu beheben, erforderte eine durchgehende Umarbeitung des ganzen Werkes, deren Gelingen [...] schließlich doch zweifelhaft blieb.¹⁰¹

Mit diesem zweiten Hauptmangel meint Ebner die substantialisierende Form, die er zwar in den "Fragmenten" kritisiert, über die er aber selbst nicht hinauskommt: "'Das Ich' und 'das Du', von denen Ebner doch sagt, man könne sie nie mit dem 'ist' verbinden, tauchen bei ihm dauernd auf und werden sowohl mit dem 'ist' wie mit zahllosen anderen Verben in der 3. Person verbunden."¹⁰² Die Form der "Fragmente" widerspricht also deren Grundgedanken, da sich der Sinn dieses Buches nur im Dialog erfüllen kann: "Ebners Gedanke müßte zum Gebete werden, um in Übereinstimmung mit sich sein zu können."¹⁰³ Daß Ebner trotz dieser Einsicht die "Fragmente" schrieb, führt Leser auf sein persönliches Scheitern an einem Dialog zurück:

Und hätte Ebner, wenn er wirklich ein so konsequenter Gegner der Ontologisierung des Existentiellen gewesen und geblieben wäre, nicht überhaupt darauf verzichten dürfen, seine Gedanken über den Dialog in systematische Form zu bringen, hätte er sich nicht damit begnügen können, ja müssen, den Dialog mit Gott und seinen Mitmenschen als existentielle Erfahrung zu pflegen, wie es ein Sokrates tat, und das übrige der Mitwelt zu überlassen? Doch wissen wir nicht gerade aus der Lebensgeschichte Ebners, daß es nicht zuletzt das persönliche Scheitern an einem Dialog war, das ihn den Weg der begrifflichen Verarbeitung beschreiten ließ?¹⁰⁴

Jede begriffliche Verarbeitung bringt jedoch unweigerlich eine Substantialisierungstendenz mit sich, die zudem mit einer gewissen Abstraktion verbunden ist. Auch wenn Ebner das

100 Ebd., 30. 7. 1920, S. 921.

101 Fragmente, S. 83.

102 Bernhard Casper: Das dialogische Denken. Freiburg im Breisgau 1967, S. 259f.

103 Michael Theunissen: Über Ferdinand Ebner. In: Ferdinand Ebner: Das Wort und die geistigen Realitäten. München 1963, S. 293.

104 Norbert Leser: Der zeit- und geistesgeschichtliche Hintergrund des Werkes von Ferdinand Ebner. In: Gegen den Traum vom Geist, S. 23.

konkret gesprochene Wort betont und sich gegen jegliche Substantivierung und Abstraktion wendet, kann er sie in seinem eigenen Werk nicht verhindern:

Denn Sprechen ist zwar praktisches Tun, aber Sprechen über das Sprechen ist auch theoretisches Tun: was Ich und Du sind, wird im Sprechen über das Sprechen kategorial bestimmt und wird zu Wesensbegriffen, das konkrete Du wird zum verallgemeinerten Anderen.¹⁰⁵

Bereits der "dialogische Gedanke" ist ein Widerspruch in sich selbst, da das Wort nicht im Denken, sondern nur im "Sich-Aussprechen" seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß verwendet wird. Es gibt also nach Ebners eigener Aussage nichts, das über den unmittelbar gesprochenen Dialog hinausweist. Daß er sich bewußt in solche Widersprüche verwickelt, zeigt sein existentielles Bemühen, das hinter diesem Werk steht.

Neben diesen formalen Widersprüchlichkeiten, derer sich Ebner selbst bewußt ist, ist noch ein weiterer formaler Aspekt von Bedeutung, nämlich die Tatsache, daß Ebner in Form von Fragmenten schreibt. Er betrachtet sein Buch nicht als abgeschlossenes vollendetes Werk, sondern bezeichnet seine Aufzeichnungen als "Fragmente, Bruchstücke, rohe Bausteine zu einem Gebäude"¹⁰⁶. Für Ebner haben seine Aufzeichnungen "den Sinn eines Testaments"¹⁰⁷, das heißt, daß sich der Sinn dieses Buches nur dann erfüllt, wenn sich jemand dadurch angesprochen fühlt und die "rohen Bausteine" zu einem "Gebäude" zusammenfügt. Wenn auch das Buch dadurch nicht zum Dialog werden kann, so schafft es doch durch diese Offenheit, welche auf den fragmentarischen Charakter dieses Buches zurückzuführen ist, Raum für einen Dialog.

Zuletzt soll noch auf die Problematik des konkreten Du aus inhaltlicher Perspektive eingegangen werden. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß bei Ebner der Zusammenhang zwischen dem menschlichen und dem göttlichen Du problematisch ist. Ebner beschreibt "das wahre Gottesverhältnis des Menschen" als "das Verhältnis des selber keine Vorstellung Seienden, aber jeder Vorstellung zugrundeliegenden Ichs zu dem jenseits aller Vorstellbarkeit stehenden Du"¹⁰⁸. Daß dies sehr abstrakt ist, weiß Ebner selbst. Er sieht daher im menschlichen Verhältnis den konkreten Ausdruck für das Gottesverhältnis:

Daß aber dieses Verhältnis als das wahre Gottesverhältnis des Menschen nicht im luftleeren Raum einer phantastischen Abstraktion alle Realitätsbedeutung verliere, muß es im Verhältnis des Menschen zum Menschen seinen konkreten, lebendigen Ausdruck finden.¹⁰⁹

Hier wird wieder die Relativierung des menschlichen Verhältnisses deutlich sichtbar, da es nur in Hinblick auf das Gottesverhältnis Bedeutung hat. Abgesehen davon muß hier aber auch die Frage aufgeworfen werden, ob sich bei Ebner nicht auch das menschliche Verhältnis "im

105 Klaus Dethloff: Gablitzer Ebner-Symposium. In: Walter Methlagl und Eberhard Sauer mann (Hrsg.): Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv, Nr.1, 1982, S. 66.

106 Ebner: Tagebücher, 23. 10. 1918, S. 837.

107 Ebd., S. 837.

108 Fragmente, S. 282.

109 Fragmente, S. 282.

luftleeren Raum" befindet. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Ebner nicht nur die gesamte Kultur negiert, sondern sogar fordert, "den Blick von der Welt wegzuwenden". Nur die "Ich-Du-Beziehung" hat für Ebner geistige Realität. Wegen dieser Abwendung von der Welt scheint nur das zeit- und raumlose Wort zu einem Du im geistigen Sinne real zu sein, das heißt nur das Wort, mit dem ein Du angesprochen wird, das sich aber sonst auf nichts bezieht. Diese ausschließliche Konzentration auf das Du wirkt etwas unreal, da in einer menschlichen Beziehung immer auch die Situation, das heißt die Welt, in der sich die Beziehung abspielt, von Bedeutung ist. Durch diese Abwendung von der Welt scheint sich daher Ebners "Ich-Du-Beziehung" im "luftleeren Raum" zu befinden und ihre Konkretetheit zu verlieren.

Ebner läßt jedoch nicht nur die Welt außer Betracht, sondern sieht auch davon ab, daß menschliche Beziehungen unterschiedlich strukturiert sind und sich nicht nur auf ein Du konzentrieren. Es wurde ihm daher der Vorwurf der "Ich-Du-Einsamkeit" gemacht. Damit ist gemeint, daß Ebners "Ich-Du-Beziehung" zu individualistisch ausgeprägt ist und daher letztlich auch eine Form der Abschließung ist. Ebner spricht immer nur von einem Du, und wenn dieses gefunden ist, scheint die "Ich-Du-Beziehung" in sich abgeschlossen zu sein. Die Offenheit und Mehrdimensionalität von Beziehungen, wie dies in jeder größeren Gemeinschaft der Fall ist, läßt Ebner außer Betracht. Diese Einseitigkeit ist wahrscheinlich auch darauf zurückzuführen, daß bei Ebner hinter dem menschlichen Du immer das Du Gottes steht.

Daß jedoch Ebner auch bemüht ist, das Du auf einer möglichst konkreten Ebene zu finden, wird deutlich, wenn er den Leser direkt anspricht: "Dieses Ich ist [...] in mir selber, und in dir, der du vielleicht einmal diese Zeilen liest."¹¹⁰ Allerdings können dadurch die bestehenden Widersprüchlichkeiten nicht aufgehoben werden.

Es bestehen aber nicht nur Zweifel an der Konkretetheit von Ebners Du. Es ist überhaupt fraglich, ob nur dem Wort, das sich an ein Du richtet, geistige Realität zukommt. Es soll damit nicht angezweifelt werden, daß die "Ich-Du-Beziehung" die wesentliche Funktion der Sprache ist. Es stellt sich aber die grundsätzliche Frage, ob jede Form der Bezogenheit auf sich selbst von vornherein dem Wesen des Menschen widerspricht. Theunissen kritisiert diese ausschließliche Ausrichtung auf ein Du bei Ebner:

Nicht zu rechtfertigen ist erstens seine Meinung, die Beziehung zum Du schließe jedes Bezogensein auf sich aus, und unausweisbar ist zweitens die Vorstellung, Bezogenheit auf sich sei als solches schon Icheinsamkeit.¹¹¹

Theunissen bringt hier zum Ausdruck, daß die Selbstbeziehung nicht völlig zu verleugnen ist. Die Sprache hat natürlich viel mehr Möglichkeiten, wenn neben der "Ich-Du-Beziehung" auch die Selbstbeziehung und die Beziehung zur Welt als geistig real anerkannt werden.

Obwohl Ebners sprachlicher Reduktionismus fragwürdig ist, hat er eine Erkenntnis von existentieller Bedeutung ausgesprochen, wenn er die "Ich-Du-Beziehung" für wesentlich für das menschliche Leben hält und in enger Verbindung mit der Sprache sieht. Damit zeigt er zugleich, daß gerade die Sprache gegen den Solipsismus spricht, was jedoch nicht heißt, daß

110 Fragmente, S. 94.

111 Theunissen: Über Ferdinand Ebner, S. 289.

dadurch der Solipsismus ausgeschlossen ist. Die "Icheinsamkeit" beschreibt Ebner als einen Zustand, der mit dem Solipsismus in seiner existentiellen Bedeutung vergleichbar ist. Dadurch daß jedoch für Ebner die Sprache ausschließlich dazu dient, eine "Ich-Du-Beziehung" herzustellen und jeder andere Sprachgebrauch letztlich ein Ausdruck der "Icheinsamkeit" ist, schränkt er nicht nur die Möglichkeit der Sprache stark ein, sondern verwickelt sich zudem in Widersprüche. Diese einseitige Sprachauffassung kann jedoch nur als eine Reaktion auf einen phrasenhaften Sprachgebrauch richtig verstanden werden.

Der "Tractatus" und die "Fragmente": eine Reaktion auf die Phrase

Sowohl Ebner als auch Wittgenstein grenzen also die Möglichkeit der Sprache auf radikale Weise ein, wenn sie dies auch auf sehr unterschiedliche Weise tun. Es wurde bereits dargelegt, daß das, was für Wittgenstein von Bedeutung ist, überhaupt nicht sprachlich faßbar ist, da für ihn die Möglichkeit der Sprache nur in der Abbildung der Welt liegt. In einem Brief an Ludwig von Ficker nimmt Wittgenstein zu seiner radikalen Einschränkung der Möglichkeit der Sprache folgendermaßen Stellung:

Ich wollte einmal in das Vorwort einen Satz geben, der nun tatsächlich nicht darin steht [...]: Ich wollte nämlich schreiben, mein Werk bestehe aus zwei Teilen: aus dem, der hier vorliegt, und aus alledem, was ich *nicht* geschrieben habe. Und gerade dieser zweite Teil ist der Wichtige. Es wird nämlich das Ethische durch mein Buch gleichsam von Innen her begrenzt; und ich bin überzeugt, daß es, *streng*, NUR so zu begrenzen ist. Kurz, ich glaube: Alles das, was *viele* heute *schwefeln*, habe ich in meinem Buch festgelegt, indem ich darüber schweige.¹¹²

Es zeigt sich hier wieder, daß für Wittgenstein gerade das Unsagbare von Bedeutung ist. Er gibt hier aber auch eine Erklärung für seine radikale Einschränkung der Möglichkeit der Sprache. Seinem sprachlichen Reduktionismus liegt nämlich ein ethisches Anliegen zugrunde, wobei es ihm darum geht, die Möglichkeit der Phrase zu verhindern. Er fordert zu schweigen, über "alles das was viele heute schwefeln". Diese Intention wird auch im Motto des "Tractatus", einem Zitat von Kürnberger, erkennbar, welches Wittgenstein dem "Tractatus" voranstellt: "... und alles, was man weiß, nicht bloß rauschen und brausen gehört hat, läßt sich in drei Worten sagen."¹¹³ Das was für Kürnberger "bloß rauscht und braust", ist für Wittgenstein sicherlich das, "was viele heute schwefeln". Wittgenstein reagiert also mit dem "Tractatus" auf den phrasenhaften Sprachgebrauch seiner Zeit.

Die Abbildtheorie verhindert von vornherein die Möglichkeit der Phrase, da ein phrasenhafter Sprachgebrauch dem Kriterium der Verifizierbarkeit nicht standhalten kann. Dadurch daß Wittgenstein eine scharfe Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren zieht, bekämpft er die Phrase auf indirekte Weise, ohne zu moralisieren. Daß er dabei eine starke Einschränkung der Möglichkeit der Sprache in Kauf nimmt, zeigt nur, wie sehr er unter dem Mißbrauch der Sprache leidet. Auch Bachmann stellt die Vermutung in den Raum, daß Wittgensteins Aufforderung zum Schweigen eine Reaktion auf eine leere Sprache ist: "Oder

112 Wittgenstein: Briefe an Ficker, S. 35.

113 TLP, S. 7.

folgerte er auch, daß wir mit unserer Sprache verspielt haben, weil sie kein Wort enthält, auf das es ankäme?"¹¹⁴

Wittgenstein reagiert also auf den Mißbrauch der Sprache so sensibel, daß er im Schweigen die einzige Möglichkeit sieht, der Phrase wirkungsvoll entgegenzutreten. Mit seiner Aufforderung zum Schweigen bringt er daher nicht einen Gefallen an wortloser Mystik zum Ausdruck, sondern zieht die letzte Konsequenz aus einem phrasenhaften Sprachgebrauch. Seine Schlußfolgerung aus dem "Tractatus" "Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen" ist aber insofern nicht unproblematisch, als er hier behauptet, über etwas schweigen zu müssen, das überhaupt nicht sprachlich faßbar ist. Über etwas schweigen kann man nämlich nur, wenn man auch darüber sprechen könnte. Diesen inneren Zusammenhang von Schweigen und Sprechen macht auch Ebner deutlich, wenn er sagt: "Auch Schweigen und Beschweigen ist nur in einer vom Wort beherrschten Welt möglich."¹¹⁵ Es läßt sich daher nur dann sinnvoll vom "Schweigen" sprechen, wenn die Möglichkeit zur Sprache gegeben ist. Über das Unsagbare zu schweigen, ist ebenso widersprüchlich, wie über das Unsagbare zu sprechen. Daß Wittgensteins Sprachauffassung nicht widerspruchsfrei ist, wurde bereits dargelegt; und es wurde auch darauf hingewiesen, daß sich Wittgenstein dessen selbst bewußt ist. Aber gerade diese Widersprüchlichkeit zeigt, daß der "Tractatus" nicht dem logisch-rationalen Denken entspringt – so sehr dies auch den Anschein haben mag –, sondern daß ihm ein existentielles Anliegen zugrundeliegt.

Wenn Wittgenstein gerade das, was für ihn von Bedeutung ist, als unsagbar erklärt, so zeigt dies, daß er den für ihn wichtigen Bereich des Lebens vor jeglichem sprachlichen Mißbrauch schützen will; denn das, was seine Zeitgenossen über Ethik, Metaphysik und Ästhetik zu sagen haben, ist für ihn nur ein "Schwefeln". Seine "verzweifelte Bemühung um das Unausprechliche"¹¹⁶ bringt aber letztlich sein vergebliches Suchen nach dem Wort, das über die Abbildungsfunktion hinausweist, zum Ausdruck. In einem Brief an Ludwig von Ficker wird deutlich, daß er an das "erlösende" Wort glaubt:

Ihre traurige Nachrichten verstehe ich nur zu gut. Sie leben sozusagen im Dunkel dahin und haben das erlösende Wort nicht gefunden. Und wenn ich, der so grund verschieden von Ihnen bin, etwas raten will, so scheint das vielleicht eine Eiselei. Ich wage es aber trotzdem. Kennen Sie die "*Kurze Erläuterung des Evangeliums*" von Tolstoi? Dieses Buch hat mich seinerzeit geradezu am Leben erhalten. Würden sie sich dieses Buch kaufen und es lesen?! Wenn Sie es nicht kennen, so können Sie sich auch nicht denken, wie es auf den Menschen wirken kann. Wären Sie jetzt hier so möchte ich vieles sagen.¹¹⁷

Wenn Wittgenstein hier vom "erlösenden Wort" spricht, drängt sich die Assoziation mit Ebner geradezu auf. Es zeigt sich also auch bei Wittgenstein ein tiefer Glaube an das Wort. Dieser Glaube an das Wort steht jedoch im völligen Widerspruch zur Sprachauffassung des "Tractatus". Aber vielleicht mußte Wittgenstein angesichts der Phraseologie seiner Zeit zuerst jede

114 Bachmann: Ludwig Wittgenstein. In: Wittgenstein/Schriften. Beiheft, S. 15.

115 Ferdinand Ebner: Versuch eines Ausblicks in die Zukunft. In: Schriften. Bd.1, S. 751.

116 Bachmann: Ludwig Wittgenstein. In: Wittgenstein/Schriften. Beiheft, S. 8.

117 Wittgenstein: Briefe an Ficker, S. 28.

Möglichkeit eines phrasenhaften Sprachgebrauchs ausschließen, um überhaupt zum Glauben an das Wort kommen zu können.

Ebner wendet sich viel deutlicher als Wittgenstein gegen den Sprachgebrauch seiner Zeit, da er in den "Fragmenten" immer wieder das "rechte" Wort mit einer "leeren" Sprache vergleicht. Die "Fragmente" sind geradezu auf diesem Gegensatz aufgebaut. Mit seinem Begriff "Traum vom Geist" macht er deutlich, daß für ihn die gesamte Kultur durch eine leere Sprache gekennzeichnet ist, in der sich der Sinn des Wortes niemals erfüllen kann. Den phrasenhaften Charakter der Sprache seiner Zeit zeigt er jedoch an anderen Stellen noch deutlicher auf, und er geht dabei auch auf den Gegensatz zwischen dem "rechten" Wort und dem "Geschwätz" ein. An folgender Stelle aus seinem Aufsatz "Zum Problem der Sprache und des Wortes" wird besonders deutlich, daß für Ebner der geistige Verfall der Menschheit in direktem Zusammenhang mit der Phrase steht:

Selbstverständlich mußte eine Menschheit, deren geistiger Verfall - im geheimen Bedürfnis, das Wort und seinen Sinn zu ignorieren - den Zerfall ihres Verhältnisses zur Sprache mit sich brachte und die darum nicht anders als in sinnverarmten, sinnverwirrten und verwischten, zu konventionellen Zeichen - Klischees - erstarrten Worten zu denken und sprechen vermag [...] ¹¹⁸

Diese klischeehafte Sprechweise führt Ebner dazu, die Bedeutung des Schweigens stärker zu betonen. Aus folgender Stelle in seinen Notizen geht hervor, daß dem Mißbrauch der Sprache nur im Schweigen ein Ende gesetzt werden kann:

Groß, fast könnte es einem scheinen, unendlich groß, ist der Mißbrauch, den der Mensch mit dem Worte treibt. Vermag er seine Schuld dieses Mißbrauchs anders abzutragen als im Schweigen? Auch von jedem unnützen Worte, das er geredet hat, muß er einmal Rechenschaft ablegen. Durch die Einsamkeit seines Ichs muß der Mensch hindurch, um den Weg zu seinem wahren Du zu finden. Und durch das Schweigen muß er hindurch, um das rechte Wort zu finden. ¹¹⁹

Hier wird aber auch deutlich, daß sich das Schweigen nicht gegen die Sprache schlechthin richtet, sondern nur gegen den Mißbrauch der Sprache. Die existentielle Bedeutung des "rechten" Wortes wird hier in keinerlei Hinsicht eingeschränkt. Aus dem obigen Zitat geht jedoch auch hervor, daß das "rechte" Wort letztlich gerade dem Schweigen entspringt. Dieser innere Zusammenhang zwischen Sprechen und Schweigen wird auch an folgender Stelle deutlich: "Ganz undenkbar ist es, daß einer, der der Wahrheit irgendwie nahekommt, dabei ein Schwätzer sein kann. Wer in der Wahrheit ist, der weiß zu reden, aber auch zu schweigen am rechten Ort und zur rechten Zeit."¹²⁰ Genauso wie sich Wittgenstein gegen die "Schwefler" wendet, so wendet sich Ebner gegen die "Schwätzer".

Ebner geht aber auch genauer darauf ein, wodurch das Wort zur Phrase wird. Ihm ist viel daran gelegen, den grundlegenden Unterschied zwischen dem "rechten" Wort und dem

118 Ebner: Zum Problem der Sprache und des Wortes. In: Schriften, S. 706.

119 Ebner: Notizen, 15. 11. 1917, S. 242.

120 Ebner: Versuch eines Ausblicks in die Zukunft, S. 906.

"Geschwätz" darzulegen. Ein wichtiges Kriterium für die Wahrheit des Wortes ist nach Ebner die Deckung mit der Persönlichkeit:

Wort und Persönlichkeit dürfen nicht in ein Mißverhältnis zu einander geraten, weil sie wesentlich zusammengehören: Die Personalität der menschlichen Existenz liegt darin, daß der Mensch "das Wort hat", und das Wort wieder muß seine Deckung in der Persönlichkeit haben. Hat es diese nicht, dann wird es zur Phrase, wird die Rede zum Geschwätz und es tritt jenes Mißverhältnis zwischen Wort und Persönlichkeit ein, das bezeichnenderweise unausweichlich zum Verfall der Sprache führt. Wir machen einen solchen Verfall, wie ihn übrigens die Welt noch nie gesehen hat, jetzt mit.¹²¹

Ob also ein Wort zur Phrase wird oder nicht, ist vom jeweiligen Sprecher abhängig, genauso wie es vom Sprecher abhängt, ob ein Wort seinem Sinn gemäß gebraucht wird oder nicht. Der Sinn bzw. die Bedeutung eines Wortes ist daher nach Ebner nicht von vornherein bestimmt, sondern ergibt sich erst im konkreten Sprechen. Ebner spricht daher von der "Sinnweite und Beziehungsfülle" des Wortes, welche der "Weite des Lebens und Existenzgefühls" entspricht.¹²² Er kennzeichnet den Wortsinn als "etwas Bewegliches, im Geist Bewegtes und den Geist Bewegendes"¹²³. Gerade diese Beweglichkeit des Wortsinns zeugt von der Lebendigkeit eines Wortes. Der Phrase fehlt diese Lebendigkeit völlig. Auch der abstrakte Begriff ist für Ebner wegen seiner Unbeweglichkeit und Starre letztlich eine Phrase: "Der abstrakte Begriff macht das Wort zum toten Zeichen, zu etwas Starrem und Unbeweglichem – er liegt in der Richtung zur mathematischen Formel [...]"¹²⁴. Er ist für Ebner "ein 'totes' Werkzeug zur Darstellung des Bereits-Erkannten" und daher eine "fixierte Denkmöglichkeit".¹²⁵ Der Wirklichkeit kann diese Sprechweise nicht gerecht werden; denn die "Wirklichkeit duldet keine Schematismen, weder des Verstandes und der Begriffe, noch der Gefühle"¹²⁶. Von diesem mechanisierten Sprechen unterscheidet er das lebendige Sprechen: "Genau genommen ist ja unser ganzes Sprechen nichts anderes als entweder bloß mechanisch wiederholendes oder aber auch lebendig erneuerndes Zitieren schon geprägter Worte und Wörter."¹²⁷ Dieses lebendige Sprechen, um das es Ebner geht, setzt ein Offensein für den Wortsinn voraus, welches letztlich das Offensein für das Du bedeutet.¹²⁸

Das "rechte" Wort ist – im Gegensatz zur Phrase – mit dem konkreten Menschsein verbunden und hat so erlösende Wirkung:

Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, dem nicht das Wort entspräche, nichts Menschliches, das in seiner Dunkelheit und Unerklärlichkeit, in seiner inneren Gebundenheit und Verborgtheit, nicht in seinem rechten Wort seine Klärung und Erklärung, seine Befreiung und Offenbarung erführe.¹²⁹

121 Ebner: Notizen, 17. 6. 1921, S. 272.

122 Vgl. Ebner: Versuch eines Ausblicks in die Zukunft, S. 893.

123 Ebd., S. 894.

124 Ebd., S. 894.

125 Vgl. ebd., S. 891.

126 Ebner: Notizen, 16. 8. 1921, S. 200.

127 Ebner: Versuch eines Ausblicks in die Zukunft, S. 898.

128 Vgl. ebd., S. 899f.

129 Ebd., S. 764f.

Um dieses "rechte" Wort geht es Ebner in seinem ganzen Werk. Dazu muß er sich allerdings zuerst vom Geschwätz seiner Zeit distanzieren – einer Zeit, die für ihn durch eine "Geistverlorenheit" gekennzeichnet ist, welche sich im "Sprachverfall" äußert.¹³⁰ Die gesamte abendländische Kultur ist für Ebner "angefressen und ausgehöhlt vom Geist der Bürgerlichkeit und des Kapitalismus"¹³¹. Er wendet sich gegen diese Kultur, indem er ihre Sprache völlig negiert. Unter diesem Aspekt ist seine reduktionistische Sprachauffassung verständlich, wenn sie auch zu Einseitigkeiten und Widersprüchlichkeiten führt.

Sowohl Wittgensteins Sprachauffassung im "Tractatus" als auch Ebners Sprachauffassung in den "Fragmenten" liegt ein sprachlicher Reduktionismus zugrunde, der nur aus der Zeit heraus verständlich ist. Allerdings ist diese reduktionistische Sprachauffassung bei Wittgenstein und Ebner sehr konträr. Nach Wittgensteins Abbildtheorie liegt die Möglichkeit der Sprache einzig und allein in der Abbildung der Wirklichkeit, wobei gerade das, was für ihn von Bedeutung ist, sprachlich nicht erfaßbar ist. Nach Ebners dialogischem Denken erfüllt die Sprache hingegen nur dann ihren Sinn, wenn sie dem Ausdruck einer "Ich-Du-Beziehung" dient. Jede objektivierende Sprechweise wird dabei zum "Traum vom Geist". Für Ebner hat es also die Sprache gerade mit dem Wesentlichen des Menschen – das ist seiner Meinung nach die Ausrichtung auf ein Du – zu tun, während für Wittgenstein gerade das für ihn Wesentliche sprachlich nicht faßbar ist.

Beiden gemeinsam ist jedoch, daß sie mit ihrem – wenn auch sehr unterschiedlichen – sprachlichen Reduktionismus auf einen phrasenhaften Sprachgebrauch reagieren. Ebner wendet sich allerdings viel direkter gegen seine Zeit, da er immer wieder auf den "Traum vom Geist" in der abendländischen Kultur hinweist und auch genauer darauf eingeht, warum diese Kultur für ihn so leer ist. Auch bei Wittgenstein gibt es einige eindeutige Stellen, in denen er sich gegen die Phrase seiner Zeit wendet – allerdings wesentlich weniger als bei Ebner. Wittgenstein schränkt jedoch die Möglichkeiten der Sprache auf viel radikalere Weise ein, als dies bei Ebner der Fall ist. Er legt eindeutig in logisch-mathematischem Sinn fest, was sprachlich erfaßbar ist und was nicht, und nimmt dabei auch in Kauf, daß gerade das für ihn Bedeutungsvolle unsagbar ist. Ebner unterscheidet hingegen zwischen dem "rechten" Wort und dem "Geschwätz" bzw. dem "Traum vom Geist", wobei für ihn letztlich die gesamte Kultur ein "Traum vom Geist" ist. Er schränkt so indirekt die Möglichkeit der Sprache stark ein.

Sowohl Wittgenstein als auch Ebner geht es um die unmittelbare Lebensproblematik, welche mit den wissenschaftlichen Fragen überhaupt nichts zu tun hat. Es wurde bereits gezeigt, daß weder Wittgensteins noch Ebners Sprachauffassung eine Spekulation auf einer intellektuellen Ebene ist, sondern daß bei beiden ein existentielles Anliegen dahintersteht. Dieses existentielle Anliegen wird bereits dadurch deutlich, daß sie sich beide bewußt in Widersprüche verstricken. Unter rationalen Gesichtspunkten ist es völlig sinnlos, eine Sprachauffassung darzulegen, von der der Verfasser von vornherein weiß, daß sie widersprüchlich ist. Trotzdem legen Wittgenstein und Ebner ihre Sprachauffassung dar – mit der Hoffnung, daß sie trotzdem verstanden werden.

130 Vgl. ebd., S. 727.

131 Ebd., S. 727.

Das gemeinsame Anliegen wird auch dadurch deutlich, daß sich beide mit der Zeitschrift "Der Brenner" verbunden fühlen, welche folgendes Programm hat:

[...] innerhalb dieser lärmenden Umgebung und ihr entgegen gilt es den Ausdruck der Verstumtheit so mächtig zu vertiefen, bis es dieser schwätzenden Welt endlich den Athem verschlägt: Das und nichts anderes schwebt mir mit dem Brenner vor!¹³²

Ludwig von Ficker, der Herausgeber dieser Zeitschrift, macht mit dieser Programmansage deutlich, daß er mit seiner Zeitschrift auf die Phraseologie seiner Zeit reagiert. Er hat jedoch nicht vor, die Phrase direkt zu bekämpfen, sondern er will der "schwätzenden Welt" den "Ausdruck der Verstumtheit" entgegensetzen.

Mit dieser Zielsetzung scheint der "Brenner" für die Herausgabe der "Fragmente" und des "Tractatus" geradezu prädestiniert zu sein. Bei den "Fragmenten" ist es auch tatsächlich dazu gekommen. Wittgenstein wäre auch an einer Veröffentlichung des "Tractatus" im "Brenner" interessiert gewesen, was jedoch am mangelnden Verständnis Fickers für den "Tractatus" scheiterte. Allerdings hat Wittgenstein selbst vorhergesehen, daß Ficker sein Buch nicht verstehen wird. In einem Brief an Ficker schreibt er:

*Und da ist es Ihnen vielleicht eine Hilfe, wenn ich Ihnen ein paar Worte über mein Buch schreibe: Von seiner Lektüre werden Sie nämlich – wie ich bestimmt glaube – nicht allzuviel haben. Denn Sie werden es nicht verstehen; der Stoff wird Ihnen ganz fremd erscheinen. In Wirklichkeit ist er Ihnen nicht fremd [...].*¹³³

Daß der Stoff des "Tractatus" Ficker "in Wirklichkeit nicht fremd" sein konnte, macht deutlich, daß die Zielsetzung des "Brenner" auch Wittgensteins Zielsetzung war. Wittgenstein setzt jedoch der "schwätzenden Welt" "den Ausdruck der Verstumtheit" auf sehr ungewöhnliche Weise entgegen, sodaß Ficker dieses gemeinsame Anliegen nicht erkannte.

Dadurch daß Ficker mit seiner Zeitschrift der Phrase entgentreten will, wird deutlich, daß nicht nur Wittgenstein und Ebner sensibel auf den Sprachgebrauch ihrer Zeit reagieren. Auch die Mitarbeiter des "Brenner", darunter Georg Trakl, Carl Dallago und Theodor Haecker, setzen sich mit dieser Thematik auseinander. Der Kampf gegen die Phrase wird zudem immer mit Karl Kraus und seiner Zeitschrift "Die Fackel" verbunden. Die Auseinandersetzung mit der Phrase findet jedoch nicht nur auf sprachlicher Ebene statt. Auch in anderen Bereichen wie der Architektur, der Malerei und der Musik zeigt sich dieses Anliegen, wobei insbesondere Adolf Loos, Oskar Kokoschka und Arnold Schönberg zu erwähnen sind. Im Kampf gegen die Phrase hat also eine geistige Bewegung ihren Ursprung.

Im folgenden soll nun die Bewegung von der Phrase über das Schweigen zum "rechten" bzw. "erlösenden" Wort näher betrachtet und mit der Problematik des Solipsismus in Zusammenhang gebracht werden. Ebner hat sich mit den Kennzeichen der Phrase genauer befaßt, was in

132 Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914-1925. Hrsg. v. Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr u. Anton Unterkircher. Innsbruck 1988, Brief an Theodor Haecker vom 11. 4. 1919, S. 167.

133 Wittgenstein: Briefe an Ficker, S. 35.

dieser Arbeit bereits kurz aufgezeigt wurde. Dabei wurde bereits der phrasenhafte Sprachgebrauch als eine völlig mechanisierte Sprechweise dargestellt, bei der "die Beziehung des Wortes zum Ding [...] als mechanisches, konventionelles Assoziationsergebnis verstanden"¹³⁴ wird. Diese mechanisierte Sprechweise kann natürlich niemals die Persönlichkeit eines Menschen zum Ausdruck bringen. Phrasen dienen aber letztlich gerade dazu, einen persönlichen Einsatz zu vermeiden. Begriffe wie "Ansprache" und "Aussprache" sind daher in bezug auf eine phrasenhafte Sprechweise völlig unangemessen, da die Phrase gerade davon zeugt, daß man sich gar nicht wirklich mitteilen will. Weil also die Phrase eine unpersönliche Sprechweise ist, kann sie sich überhaupt nicht auf ein Ich im existentiellen Sinn beziehen. Das heißt letztlich, daß sich hier die Problematik des Solipsismus – zumindest im existentiellen Sinn – überhaupt nicht stellt.

Einen phrasenhaften Sprachgebrauch mit Worten zu bekämpfen, ist immer etwas problematisch, da sich so der Kampf gegen die Phrase gegen das Medium richtet, auf das er letztlich selbst angewiesen bleibt. Wittgenstein und Ebner reagieren daher auf die Phrase mit einer reduktionistischen Sprachauffassung – einer Sprachauffassung, die die Möglichkeiten der Sprache in so radikaler Weise einschränkt, daß sich sowohl Wittgenstein als auch Ebner in Widersprüche verwickeln. Letztlich sind diese Sprachauffassungen ein "Ausdruck der Verstumtheit", aber damit zugleich eine Suche nach dem "erlösenden" Wort. Insbesondere Wittgensteins Sprachauffassung beruht auf einem "vielsagenden" Schweigen. Aber auch Ebner zeigt, daß gerade im Schweigen wieder die ursprüngliche Bestimmung der Sprache erkennbar wird. "[...] durch das Schweigen muß er [der Mensch] hindurch, um das rechte Wort zu finden."¹³⁵

Doch auch das Schweigen kann zur Phrase werden, wie dies in Sprüchen wie "Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" oder "Stille Wasser sind tief" deutlich wird. Bollnow spricht in diesem Zusammenhang von der "Bequemlichkeit [...], die sich unter dem Vorwand, 'den tiefen Eindruck nicht zerreden zu wollen', der Anstrengung einer sprachlichen Bewältigung zu entziehen versucht."¹³⁶ Es wird so der Sprache jede Möglichkeit genommen und auch nicht in Betracht gezogen, daß es ein fragwürdiges Schweigen gibt.

Das Schweigen bzw. Verstummen als Reaktion auf die Phrase zeugt aber von einem tiefen Glauben an das Wort. Dieser Glaube an das Wort wird bei Ebner besonders deutlich, wenn er vom "erlösenden" Wort spricht. Daß sich gerade im Wort die wesentliche Bestimmung des Menschen offenbart, ist der Grundgedanke der "Fragmente". Aber auch bei Wittgenstein zeigt sich in dem bereits zitierten Brief an Ficker der Glaube an das "erlösende" Wort.¹³⁷ Auch in seinen Tagebüchern spricht er vom "erlösenden" Wort: "Aber noch immer kann ich das eine erlösende Wort nicht aussprechen."¹³⁸ Am Tag darauf schreibt er in sein Tagebuch: "Das erlösende Wort nicht ausgesprochen. Gestern lag es mir einmal ganz auf der Zunge. Dann aber gleitet es wieder zurück."¹³⁹ Hier zeigt sich ein wahres Ringen um das Wort. Vor diesem

134 Ebner: Zum Problem der Sprache und des Wortes, S. 700.

135 Ebner: Notizen. In: Schriften. Bd.2, 15. 11. 1917, S. 242.

136 Otto Friedrich Bollnow: Sprache und Erziehung. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1979, S. 91.

137 Vgl. Wittgenstein: Briefe an Ficker, S. 28.

138 Ludwig Wittgenstein: Geheime Tagebücher. Der verschlüsselte Teil der "Gmundener" Notizbücher. Hrsg. v. Wilhelm Baum. In: Saber 6 (1985), 21. 11. 1914, S. 36.

139 Ebd., 22. 11. 1914, S. 36.

Hintergrund scheint der "Tractatus" letztlich ein Kampf um das "erlösende" Wort zu sein, auch wenn sich die Sprachauffassung des "Tractatus" – zumindest vordergründig – nicht mit dem Glauben an ein "erlösendes" Wort vereinbaren läßt.

Allerdings geht Wittgenstein nicht näher darauf ein, was er unter diesem "erlösenden" Wort versteht. Sein Glaube an das "erlösende" Wort bleibt also ohne Erklärung und Begründung. Ebner befaßt sich hingegen sehr ausführlich mit dem "rechten" Wort und seinen wesentlichen Kennzeichen. Eine gewisse Nähe zu Wittgenstein läßt sich erahnen, wenn er schreibt: "Ein rechtes Wort steht immer da, wo vorher ein leerer Lebensraum, ein Nichts war."¹⁴⁰ Daß es darum geht, dem Ungesagten etwas abzurufen, "zeigt" nämlich der "Tractatus".

Ansätze zur Überwindung des Solipsismus

Es wurde gezeigt, daß weder Wittgenstein noch Ebner mit ihrer reduktionistischen Sprachauffassung den Solipsismus völlig überwinden können. Daß gerade ihnen viel daran gelegen ist, zeigt allein die Tatsache, daß beide gegen den phrasenhaften Sprachgebrauch ihrer Zeit kämpfen. Sie schränken dabei aber die Möglichkeit der Sprache so stark ein, daß letztlich auch ein persönliches Gespräch unmöglich wird. Ob ihnen die Überwindung des Solipsismus in ihrem späteren Werk möglich ist, darauf soll im folgenden noch kurz eingegangen werden.

Wittgenstein hat in den "Philosophischen Untersuchungen" eine ganz andere Auffassung von der Bedeutung eines Wortes als im "Tractatus". Anstelle der Abbildtheorie der Sprache, der die Wort-Gegenstand-Relation zugrundeliegt, vertritt er hier die Auffassung, daß die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist.¹⁴¹ Damit gibt er das wissenschaftliche Exaktheitsideal, das er im "Tractatus" vertreten hat, auf. Anstelle der klassischen Definitionsemantik führt er den Begriff der "Familienähnlichkeit" ein.¹⁴² Damit wendet er sich gegen die Logik mit ihrem Interesse für das Wesen der Dinge. Die Philosophie kann seiner Meinung nach den Sprachgebrauch überhaupt nicht erklären, sondern nur beschreiben, wodurch die herkömmlichen Erwartungen an die Philosophie zerstört werden: "Die Philosophie darf den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in keiner Weise antasten, sie kann ihn am Ende also nur beschreiben. Denn sie kann ihn auch nicht begründen. Sie läßt alles, wie es ist."¹⁴³ Jeder Satz unserer Sprache – auch der vagste – ist "in Ordnung".¹⁴⁴ Durch das Ideal der "Kristallreinheit der Logik"¹⁴⁵ können wir oft den tatsächlichen Sprachgebrauch nicht erkennen: "Wenn wir glauben, jene Ordnung, das Ideal, in der wirklichen Sprache finden zu müssen, werden wir nun mit dem unzufrieden, was man im gewöhnlichen Leben 'Satz', 'Wort', 'Zeichen', nennt."¹⁴⁶ Aber für Wittgenstein ist es gerade wichtig "zu sehen, daß wir bei den Dingen des alltäglichen Denkens bleiben müssen, um nicht auf den Abweg zu geraten"¹⁴⁷. Es gibt also für Wittgenstein nichts, das den alltäglichen Sprachgebrauch transzendiert. Wenn versucht wird, den all-

140 Ebner: Aphorismen 1931, S. 961.

141 Vgl. PU, 43, S. 262.

142 Vgl. PU, 67, S. 278.

143 PU, 124, S. 302.

144 Vgl. PU, 98, S. 295.

145 PU, 107, S. 297.

146 PU, 105, S. 297.

147 PU, 106, S. 297.

täglichen Sprachgebrauch zu transzendieren, kommt es zu den philosophischen Problemen, welche letztlich auf einen Leerlauf der Sprache zurückzuführen sind: "Die Verwirrungen, die uns beschäftigen, entstehen gleichsam, wenn die Sprache leerläuft, nicht wenn sie arbeitet."¹⁴⁸ Diese Verwirrungen will Wittgenstein auflösen, indem er zeigt, daß sie auf einem Mißverständnis der Sprache beruhen. Wenn Sprache in der Praxis zur Anwendung kommt, stellen sich also die Probleme, mit denen sich die Philosophie beschäftigt, überhaupt nicht. Gerade in dieser Kritik an den Problemen der Philosophie zeigt sich Wittgensteins "Glaube an die Heilkraft des einfachen Lebens der Sprache"¹⁴⁹.

Auch der Solipsismus – zumindest der Solipsismus von Descartes – ist letztlich ein philosophisches Problem, welches sich im alltäglichen Leben überhaupt nicht stellt. Zimmermann zeigt, daß der Solipsismus mit der Lebenspraxis unvereinbar ist: "Der Solipsismus, der als die Wahrheit des reflektierenden Bewußtseins 'in sich selbst absolut leer' ist, kann nur durch den Übergang zur *P r a x i s* bzw. zur 'praktischen Gewißheit' überwunden werden."¹⁵⁰ Wittgensteins Zuwendung zur Alltagssprache und der damit verbundene Übergang zur Praxis bedeutet daher zugleich die Überwindung des Solipsismus.

Aber auch Ebner gibt später seinen sprachlichen Reduktionismus auf und kann auch seinen dialogischen Gedanken in die Praxis umsetzen, – wie dies in seiner Verteidigungsrede für Heinrich Sch.¹⁵¹ deutlich wird. Heinrich Sch., ein Lehrerkollege Ebners, wurde am 18. Juni 1926 der Homosexualität an einem minderjährigen, ehemaligen Schüler angeklagt und gerichtlich zu zwei Monaten Arrest verurteilt. Für die schulamtliche Disziplinaruntersuchung verfaßte Ebner eine Verteidigungsrede, welche letztlich dazu beitrug, daß Sch. zwar versetzt wurde, aber im Schuldienst verbleiben durfte. In dieser Verteidigungsrede setzt sich Ebner – entgegen allen Vorverurteilungen – persönlich für Sch. ein. Er macht deutlich, daß diese Vorverurteilungen völlig automatisiert ausgelöst werden und sich letztlich überhaupt nicht auf den konkreten Fall beziehen. Gerade in dieser persönlichen Stellungnahme Ebners zeigt sich ein deutlicher Ansatz zur Überwindung des Solipsismus in einem komplexen gesellschaftlichen Bezugssystem – jenseits einer esoterischen "Ich-Du-Beziehung".

Ein weiterer Ansatz zur Überwindung des Solipsismus zeigt sich bei Ebner in der Überwindung seines Kulturpessimismus. Die Befreiung aus seiner Kunstaskese bewirkt letztlich Hildegard Jone. In ihren Gedichten und auch Bildern sieht Ebner nicht mehr einen bloßen "Traum vom Geist":

Je mehr ich in den Gedichten der Frau Jone las, desto mehr mußte ich staunen über die Fülle des Lebens, die in diesen Gedichten sich ausspricht. Und seit ich ihre letzten Bilder aus dem Jahr 1930 gesehen habe, weiß ich nicht nur, daß sie schöne, zu Herzen gehende Bilder malt, ich ahne es, daß sie eine große Malerin ist.¹⁵²

148 PU, 132, S. 305.

149 Erich Heller: Unphilosophische Betrachtungen. In: Wittgenstein/Schriften. Beiheft, S. 63.

150 Zimmermann: Wittgensteins sprachphilosophische Hermeneutik, S. 210.

151 Das Manuskript "Der Fall Sch." liegt unveröffentlicht im Nachlaß Ferdinand Ebners im Brenner-Archiv auf.

152 Ferdinand Ebner: Lebenserinnerungen. In: Schriften. Bd.2, S. 1104.

Ob Ebner die Bedeutung der Gedichte von Joné nicht überschätzte, sei dahingestellt. Jedenfalls spielte bei der Beurteilung ihrer Gedichte sicherlich seine innige persönliche Beziehung zu ihr eine große Rolle. Methlagl zeigt, daß auch der "Brenner" an der Überwindung von Ebners Kulturpessimismus maßgeblich beteiligt war.¹⁵³ Wie offen Ebner für die Kunst wird, zeigt Seyr an konkreten Beispielen auf:

Nun öffnet sich sein geistiges Ohr neu für Sophokles und Aischylos, Homer – für Jean Paul war es nie ganz verschlossen gewesen; und er sieht auch Bilder, etwa die van Goghs, mit neuen Augen. In dieser Erkenntnis, in die er behutsam auch den 'Dichter' Platon miteinbezieht und damit auch der Philosophie eine Tür offen läßt, sich vor den geistigen Realitäten zu rechtfertigen, schreibt er die "*Aphorismen 1931*", die nun einen anderen Geist atmen als die bilderstürmerischen "*Fragmente*".¹⁵⁴

In einigen dieser Aphorismen wird sehr deutlich, daß Ebner nun auch in der Kunst die Möglichkeit zum Dialog sieht:

Die besten Gedichte eines Dichters, und ebenso die besten Gedanken eines Denkers, werden in der inneren Zweisamkeit des Lebens gedichtet und gedacht. Was wären zum Beispiel die Gedichte Hölderlins ohne sein Verhältnis zu Susette Gontard? Aber auch die Schönheit der Natur wird am tiefsten in der Zweisamkeit der Seele erlebt.¹⁵⁵

Ohne den Grundgedanken der "Fragmente" abzuschwächen, bejaht hier Ebner die Kunst und auch das Schönheitserlebnis in der Natur. Dies wird auch im folgenden Aphorismus deutlich: "Nicht das Artistische, sondern das Menschliche entscheidet im letzten Grunde über den wahren Wert eines Kunstwerkes oder Gedichts."¹⁵⁶ Ebner hält bis an sein Lebensende am Grundgedanken der "Fragmente" fest, auch wenn er die Widersprüchlichkeiten in den "Fragmenten" immer deutlicher erkennt:

In den letzten Jahren war ich mir über die Fragmente klar geworden. Ich sah unbeirrt ihre vielen Mängel ein, vor allem den inneren Widerspruch, der im Hintergrund der ganzen Gedankenentwicklung steht und deren Probleme verwirrt. Ich sah aber auch, daß der Grundgedanke des Buches etwas ist, das nun einmal gedacht und ausgesprochen werden mußte in der Welt und daß er jetzt nicht mehr verloren gehen kann. Freilich, wann es ihm bestimmt ist, zur Wirkung im Leben zu kommen – entweder durch dieses Buch selbst trotz seiner großen Mängel oder aber auch durch andere, die ihn aufgreifen und besser zur Darstellung bringen –, das ist eine andere Frage. Doch geht mich ihre Beantwortung nichts an. Der Wert dieses Gedankens liegt darin, daß er hinführt zu dem großen Gedanken des Lebens. In *diesem* Gedanken wird die Menschheit einmal ihr Leben in dieser Welt retten.¹⁵⁷

Der Mensch kann nur im Dialog zu sich finden, das Menschsein sich erst im Dialog erfüllen. Aber die Möglichkeiten zum Dialog sind für ihn jetzt größer, da für ihn jetzt auch die Kunst

153 Vgl. Methlagl: Ästhetische Alternative. Ferdinand Ebners Kulturpessimismus und seine Überwindung im "Brenner". In: Gegen den Traum vom Geist, S. 210-223.

154 Franz Seyr: Biographisches Nachwort. In: Ebner: Schriften. Bd.2, S. 1151.

155 Ebner: Aphorismen 1931, S. 937f.

156 Ebd., S. 948.

157 Ebner: Lebenserinnerungen, S. 1102.

eine "Ich-Du-Beziehung" zum Ausdruck bringen kann. Ebner begann sogar, die "Fragmente" umzuarbeiten und seine neuen Anschauungen in dieses Buch zu integrieren. Er führte dieses Vorhaben aber nicht zu Ende.¹⁵⁸ Seine Überwindung des Kulturpessimismus ist aber trotzdem von großer Bedeutung. Er gibt dadurch seinen sprachlichen Reduktionismus auf und läßt der Sprache mehr Möglichkeiten. Der Dialog muß nicht mehr im "luftleeren Raum" stattfinden.

Auch Wittgenstein gibt – noch viel deutlicher als Ebner – in den "Philosophischen Untersuchungen" seinen früheren sprachlichen Reduktionismus auf. Beide werden dadurch offener für die vielfältigen Möglichkeiten der Sprache. Das ist ihnen jedoch erst möglich, nachdem sie der Phrase eine radikale Absage erteilt haben.

158 Vgl. ebd., S.1102.

Ebners Lektüre als Hilfe bei der Ebnerlektüre

Mitteilungen aus Ferdinand Ebners Nachlaß nebst einigen Bemerkungen zur autorenzentrierten Interpretation

von
Hans Gerald Hödl (Wien)

1. Einige einführende Bemerkungen zu den Schwierigkeiten bei der Ebnerlektüre

Der Standardausgabe der Werke Ebners¹, von Franz Seyr in den frühen Sechzigerjahren veranstaltet, kann guten Gewissens das Prädikat "verdienstvoll" verliehen werden.

1. Erfüllt sie die Aufgabe, einen orientierenden Überblick über Ferdinand Ebners Schaffen zu geben, indem sie sowohl sämtliche von Ebner veröffentlichte Schriften der sogenannten pneumatologischen Periode² bringt, als auch alle zu diesem Lebens- und Denkabschnitt Ebners gehörige von ihm zusammengestellte Schriften aus dem Nachlaß.

2. Bringt sie in chronologischer Anordnung reichlich Material aus den Notiz- und Tagebüchern Ebners, wodurch der Interpret einen guten Einblick in die Denkentwicklung Ebners, sowohl werkimmanent, als auch, was die Quellen für sein Denken im Sinne der ihn beschäftigenden Literatur betrifft, bekommt.

3. Wird das so gelieferte Bild Ebners durch die ebenfalls chronologisch geordnete Auswahl aus den Briefen abgerundet.

Allerdings liegt mit dieser Ausgabe das Werk Ebners weder vollständig, noch in der für eine eindringliche und gesicherte Interpretation wünschenswerten Genauigkeit vor. Das hat Franz Seyr, der die Nachfolge Ludwig Hänsels und Michael Pflieglers³ als Herausgeber antrat, selbst deutlich gesagt, als er von einer "repräsentativen Ausgabe" sprach und sein Absehen von streng philologischem Vorgehen folgendermaßen begründete:

"So wurde vor allem darauf verzichtet, eine historisch-kritische Ausgabe im strengen Sinne anzustreben. Dafür ist wohl die Zeit noch nicht gekommen. Was jetzt not tut, ist, Ferdinand Ebners geistige Gestalt und sein Werk in einer handlichen, leicht lesbaren und möglichst umfassenden und verlässlichen Ausgabe neu vorzustellen."⁴

-
- 1 Ebner, F. Schriften, 3 Bde (hrsg. Seyr, F.); München 1963-65; im Folgenden zitiert als ES I - III.
2 vgl. Seyr, F. Das schriftstellerische Werk Ferdinand Ebners: Jahresbericht des Bundesrealgymnasiums in Tulln 1960/61, 1-7; ders., Biographisches Nachwort, in: ES II, 1109-54.
3 vgl. Seyr: ES I, 1056; In der von Pfliegler und Hänsel geplanten kritischen Ausgabe ist erschienen: Ebner, F. Das Wort und die geistigen Realitäten. Bd. I der Gesammelten Werke, im Auftrage der Ferdinand-Ebner-Gesellschaft herausgegeben von Michael Pfliegler und Ludwig Hänsel; Wien 1952.
4 ES I, 1056.

Legt man die von Seyr hier genannten Kriterien an seine Ausgabe an, kann man sagen:

1. Handlich ist die Dünndruckausgabe von Taschenbuchformat sicher.
2. und 4. Die gute Lesbarkeit wurde, was die Notizen aus dem Nachlaß betrifft, deren handschriftliche Originalgestalt ich eingesehen und in speziellen Fällen gründlich studiert und mit der Ausgabe Seyrs verglichen habe⁵, durch kaum mehr vertretbare philologische Mängel erreicht – das heißt, die Verlässlichkeit der Ausgabe Seyrs ist zumindest in diesem Punkt ernsthaft anzuzweifeln. Dies wird noch genauer zu erörtern sein.
3. Umfassend ist, wie eingangs ausgeführt, die Ausgabe insofern, als sie alle genera litteraria, in denen sich Ebner geübt hat – mit Ausnahme von Novellen, Gedichten und Kurzgeschichten aus der Frühzeit⁶, vorstellt. Als gravierender Mangel für die Erforschung des denkerischen Werdegangs Ebners ist aber das Fehlen des philosophischen Erstversuchs Ebners – *Ethik und Leben* – zu betrachten. Das hat schon Ulrich Hommes 1963 in seiner Rezension des ersten Bandes der Schriften Ebners moniert und zwar deshalb, weil, so Hommes, es "gewiß wichtig" wäre, "im Einzelnen die Herkunft von Ebners Denken verfolgen zu können, und nicht unvermittelt vor das gestellt zu bleiben, was man zu Recht für das Eigene Ebners halten kann."⁷ Unverständlich ist das Fehlen dieses Werkes auch deshalb, weil es in Druckfahnen vorliegt, ein Umstand, der auf die lange Tradition der Ausklammerung von Ebners Denkentwicklung bei der Beschäftigung mit seinem Denken hinweist. Es sind nämlich Druckfahnen für die in den Dreißigerjahren geplante Ausgabe im *Pustet-Verlag*⁸. Damals war es Theodor Steinbüchel, der der Herausgeberin, Frau Jone, in einem Brief vom 5. 10. 1937 davon abriet, *Ethik und Leben* zu veröffentlichen, "da dieses Buch uns nicht den Ebner zeigt, den wir heute suchen ..., vielleicht einem ganz gewissenhaften und liebevollen Leser in Ansätzen da zu sein scheint"⁹. Die Vermutung, daß der von Steinbüchel gesuchte Ebner eher ein Autor war, der ihm als Interpreten in sein geistesgeschichtliches Schema vom "Umbruch des Denkens" hineinpaßt, also Steinbüchel vorher schon den Interpretationsrahmen festgelegt hatte, in den Ebner nachher passen mußte, scheint mir allerdings nicht unbegründet.¹⁰

Man sieht, worauf ich hinauswill: Wenn man die drei Abteilungen, in die Seyr das Werk Ebners aufgeteilt hat, jeweils an den vier von ihm selbst genannten Kriterien seiner Ausgabe mißt, so ist mit Ausnahme der Handlichkeit kein Kriterium wirklich erfüllt, und das nicht, weil Seyr als Herausgeber versagt hätte, sondern naturgemäß: eine Auswahl ist nie vollstän-

5 Von den im Forschungsinstitut Brenner-Archiv an der Universität Innsbruck aufbewahrten, von mir eingesehenen Manuskripten sind im Zusammenhang dieser Erörterungen zu nennen: NH2 (Notizen 28. 5. 1911 - 12. 1914; Archiv Nr.: 1/3.1.); NH4 (Notizen 6. 1913 - 5. 1915; Archiv Nr.: 1/3.1.5.); NH5 (Notizen 1-12 1915; Briefentwürfe, Traumanalysen 1916/17; Archiv Nr.: 1/3.1.6.); NH9 (Notizen 5.6.1918 - 1922; Archiv Nr: 1/3.1.9.); TB7 (Tagebuch 13. 3. 1912 - 18. 1. 1916; Archiv Nr: 1/3.2.16).

6 Die von Seyr in seiner Ebner-Bibliographie ES I, 1176 genannten Veröffentlichungen Ebners Nr (1) - (11); alle erschienen in den *Wr. Neustädter Nachrichten* 1903 und 1904.

7 Hommes, U. Rezension zu Ferdinand Ebner: Schriften 1: PHJB 71 <1963/64>, 396.

8 vgl. Evers, G.D. Sittlichkeit im Wort-Feld der Begegnung. Sittlichkeit als struktur-dialogisches Freiheitsereignis. Dargestellt an der Strukturontologie Heinrich Rombachs und an der Pneumatologie Ferdinand Ebners; Regensburg 1979, 212ff.

9 Evers, 1979, 213 [s. Anm. 8] teilt diesen Brief mit; zur Begründung der Nichtaufnahme von *Ethik und Leben* in ES I vgl. Seyr: ES I, 1057f.

10 vgl. dazu Hödl, H.G. Ferdinand Ebner: Aphorismen 1915. Das NH5 als Quelle der Idealismuskritik F. Ebners: Text und Kommentar; Wien (kath. theol. DA, Mschr.) 1987, 153-57.

dig, und der sehr dehnbare Begriff "umfassend" umfaßt auch immer nur das, was unter vorherigen Auswahlkriterien eingegrenzt wurde – z.B. den Ebner, den wir heute suchen, ob es ihn nun gibt oder nicht. Eine unkritische Ausgabe ist bei näherer Betrachtung nie gut lesbar, sondern im Prinzip unlesbar; dies deshalb, weil sie nicht verläßlich sein kann: sie unterschlägt Textvorstufen, teilt Änderungen des Herausgebers im Text nicht mit, zerreißt Zusammenhänge, ohne dies zu vermerken, und stiftet durch Neuordnungen nachträglich vom Autor gar nicht beabsichtigte Zusammenhänge. Mit einem Wort: sie ist schon Interpretation und verstellt als solche den Blick auf den zu interpretierenden Text, den sie vorstellig zu machen behauptet. Vom Anspruch der Benutzerfreundlichkeit – auch "Handlichkeit" genannt – aus einer genaueren Betrachtung unterzogen, erweist sich eine solche Ausgabe also erst recht als unzumutbar: wozu eine Ausgabe der Schriften, wenn der, der sie gesichert interpretieren will, erst recht auf Archivstudien angewiesen ist – daß er das ist, werde ich im folgenden an einigen Beispielen zeigen, die mich dann auch bald dazu führen werden, die im Titel dieses Aufsatzes angedeutete These einsichtig zu machen, nämlich, daß Ferdinand Ebners Werk ohne Kenntnis seiner Lektüre schwer bis gar nicht zu entziffern ist, oder anders gesagt: daß zum Verständnis der Lesart, die der Leser Ebner für das, was alle "die Philosophie" nennen, vorgeschlagen hat, es unabdingbar ist, nicht nur Ebner, sondern auch mit Ebner zu lesen.

Wobei ich außer dem Hinweis auf *Ethik und Leben* und der Bemerkung, daß auch die Ausgabe der Briefe alles andere als vollständig ist, die Frage nach den Abteilungen "Fragmente, Aufsätze, Aphorismen" <ES I> und "Briefe" <ES III> hier übergehe, um endlich zum eigentlichen Hauptpunkt meiner Ausführungen vorzudringen, in vier Themenkreise eingeteilt:

1. Will ich einige Bemerkungen zu den philologischen Voraussetzungen einer genetischen, chronologischen Interpretation des Denkens Ferdinand Ebners machen;
2. mich dabei auf die Problematik der nachgelassenen Notizen beschränken, ihre Bedeutung für das Denken Ebners, insofern sie als Textvorstufen zu betrachten sind, einerseits, und insofern sie selbst "Text" Ebners sind, andererseits.

Womit 3. die Frage nach dem Kontext dieser Notizen verbunden ist – bei welchen Gelegenheiten hat Ebner sie aufgeschrieben, mit welcher Absicht, unter welchen Hinsichten hat er sie gesammelt.

Eine ebenso bedeutende als bislang wenig erforschte Rolle spielen in diesem Zusammenhang 4. die Lektüregewohnheiten Ebners, die dem Interpretieren dadurch, daß sie im Nachlaß ausgezeichnet dokumentiert sind, wichtige Einblicke in Ebners Denkentwicklung geben können. Womit ich dann endlich dort wäre, wo ich im Titel dieses Aufsatzes schon gewesen bin, bei Ebners Lektüre und ihrer Bedeutung für unsere Ebnerlektüre.

2. Ebner lesen

Nachgelassene Notizen haben verschiedene Bedeutung für die Interpretation eines Denkweges. Es kann sich bei diesen Notizen um Vorstufen für spätere vom Autor zusammengestellte, veröffentlichte oder unveröffentlichte Werke handeln. Oder es handelt sich um später vom

Autor nicht weiter verwertete Notizen, fallengelassene Aufzeichnungen, Formulierungen etc. Nun hat ein Interpret zuerst einmal den Autor ernstzunehmen. Es scheint also, daß von diesem einer wie immer gearteten Endredaktion unterworfenen Texte, zumindest in seiner Selbstinterpretation, dem Autorwillen adäquateren Ausdruck geben als von ihm vor der Endredaktion verworfene Textgestalten oder gar Aufzeichnungen, die in keiner Form weitere Verwendung gefunden haben.

Nehmen wir an was nicht der Fall ist, nämlich, daß Ebners Werk vollständig und kritisch ediert ist – dann ist der Interpret in der Lage, diese Unterscheidungen zu treffen – er kann also die Aussagen Ebners gewichten. Er weiß, was Ebner in von ihm später verworfenen Schriften gesagt hat, er weiß, welche Aufzeichnungen, die er in von ihm verworfenen Texten verwendet hat, er später wieder verwendet hat, in einen anderen Zusammenhang gestellt, er kann unterscheiden zwischen den Hinsichten, unter denen Ebner sein Material gesammelt hat und den Hinsichten, unter denen er es verwertet hat. Nun ist aber Ebners Werk nicht kritisch ediert, also kann der Interpret dies alles auch nicht tun.

Also wird er andere Anhaltspunkte suchen, nach denen er die ihm zugänglichen Texte werten kann – so er nicht hermeneutisch völlig unreflektiert vorgehen will. Diese Anhaltspunkte werden auch mit der Seyrschen Ausgabe mitgeliefert. Erstens ist den Selbstaussagen Ebners zu entnehmen, daß sein Denken eine grundlegende Wende genommen hat, die er als "bedeutungsvolle Wendung zum Christentum" bezeichnet, die in seinem 35. Lebensjahr – also 1916 – begonnen habe.¹¹ Ebner hat sein Denken vor diesem Wandel als eines bezeichnet, das, bei der "Idee" stehenbleibend, "nicht bis zur Realität des geistigen Lebens hin" gekommen war¹², und es von seinem späteren, gemeinhin "pneumatologisch" genannten Denken abgehoben. Daher das Desinteresse seiner Interpreten an dieser Frühphase.

Inhaltlich soll dies alles aber hier keineswegs diskutiert werden. Denn die vorliegende Ebner-Ausgabe macht es einem aus den folgenden Gründen unmöglich, sich ein angemessenes Bild von Ebners Gedankengängen in dieser Zeit zu machen:

Dokumentiert wird diese Wende hauptsächlich durch Notizen und Tagebucheintragen aus diesen Jahren. Nachdem Ebner *Ethik und Leben* 1913 unvollendet liegen gelassen hatte, sind die folgenden Jahre durch den Versuch, das *Ethik und Leben* zugrundeliegende Arbeitsprogramm einer "Metaphysik der individuellen Existenz" voranzutreiben, gekennzeichnet¹³. In diesem Zusammenhang sind die meisten Notizen dieser Zeit entstanden.

Franz Seyr hat die von ihm ausgewählten Aphorismen aus dieser Zeit unter Stichworten zusammengefaßt, und zwar denselben, die Ebner für seine letzte Aphorismensammlung, die *Aphorismen 1931*, als Ordnungsprinzipien verwendet hat¹⁴.

11 ES II, 1058.

12 ES I, 1048.

13 Die Beschäftigung Ebners mit diesem Thema dokumentieren z.B. die Tagebuchbemerkung vom 1. 7. 1913 (ES II, 571); diejenige vom 26. 5. 1914 (ES II, 574f), und die Eintragungen (1), (28) und (63) in NH5 (ediert bei: Hödl, 1987 [s. Anm. 10], 1, 12, 24; vgl. dazu ebda, 170ff.)

14 Mit der Begründung, "eine nur chronologische Aneinanderreihung" der Notizen wäre "für den Leser ermüdend gewesen"; Seyr: ES II, 1156.

Damit ist einmal ein scheinbar kleiner, aber doch wichtiger Unterschied verwischt: die von Ebner zusammengestellten Aphorismen stellen eine Art "Endstufe" des Textes dar, sie entsprechen einem Druckmanuskript im Unterschied zu von Ebner nicht eigens unter einem Motto zusammengestellten Notizen, die man ja guten Gewissens auch kaum "Aphorismen" *in sensu stricto* nennen wird können, die eher als Kladder oder Textvorstufen zu betrachten sind. Findet man diese dann in Textendstufen nicht in irgendeiner Form wieder, so sind es eben vom Autor – aus welchen Gründen auch immer – fallengelassene Aufzeichnungen, die nicht in dem Sinne Text des Autors sind wie jene, die er zur Veröffentlichung – ob es nun dazu kommt oder nicht, ist Nebensache – als geeignet erachtet. Einfach ausgedrückt: Seyr hat aus einem Gemisch von von Ebner teils weiter verwendeten, teils unbeachtet liegengelassenen Bausteinen einen Bau nach einem Plan errichtet, der für ganz andere Elemente gedacht war, zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort. Dabei sind überdies die Kriterien, unter denen Ebner damals sein Material gesammelt hat, völlig verdeckt worden. Um nicht mißverstanden zu werden: um den Werdegang des Ebnerschen Denkens zu erforschen, ist es natürlich gleichermaßen wichtig, weiter verwendete und fallengelassene Formulierungen und Gedankengänge zu kennen – aber der Werdegang zeigt sich eben erst dem, der diese Unterscheidung treffen kann.

Die Kriterien, unter denen Ebner sein Material gesammelt hat, sind nicht für alle Zeit verschwunden, sondern aus bestimmten Quellen zu erheben: die Tagebücher, die berichten, womit er sich beschäftigt hat, ebenso wie die Briefe sind hier als sehr direkte Quellen zu nennen, gleichermaßen die Kenntnis der Originalgestalt der Notizhefte. Da Ebner nämlich zuweilen zur gleichen Zeit mehrere Notizhefte geführt hat, ist nicht auszuschließen, daß das eine oder andere einer ganz bestimmten Thematik gewidmet war. Wenn Ebner zu einer späteren Zeit allerdings aus früheren Notizheften Auszüge zusammenstellt, so ist damit keineswegs gesagt, daß die Kriterien dieser Zusammenstellung diejenigen sind, unter denen er die Aufzeichnungen getätigt hat.

Seyr gibt zwar an, welche Notizhefte er verwendet hat, die Manuskriptbeschreibung ist aber nicht genau genug, um es dem Leser zu ermöglichen, festzustellen, welche Notizen aus welchen Notizheften übernommen wurden und wieviel an unberücksichtigtem Textmaterial vorliegt¹⁵. Beim Vergleich der von Ebner in NH5, einem thematischen Notizbuch zur *Metaphysik der individuellen Existenz*¹⁶ – in dem sich, wie Klaus Dethloff schon 1981 nachgewiesen hat¹⁷, die ersten Formulierungen, die als klar erkennbare Vorstufen zu Ebners späterer Kulturkritik aufzufassen sind, finden –, geschriebenen Eintragungen mit den von Seyr übernommenen sieht man ganz deutlich, wo die gravierenden Mängel der Vorgangsweise Seyrs liegen.

15 vgl. die Manuskriptbeschreibungen ES II, 1159 ff, die von unterschiedlicher Detailliertheit sind; Seyr hat den ursprünglichen Ort der einzelnen Notizen nicht angegeben. Er teilt also z.B. ES II, 1159 mit, daß in NH2 Notizen zu Palágyi stehen, man weiß aber nicht, welche Notizen in Seyrs Ausgabe aus diesem Kontext stammen.

16 vgl. dazu unten Punkt 3, Beispiel 3.

17 vgl. Dethloff, K. Ferdinand Ebner und die Psychoanalyse oder Träume vor und nach dem Einschlafen: Gegen den Traum vom Geist. Ferdinand Ebner. Beiträge zum Symposium Gablitz 1981 (hrsg. Methlagl W. et alii); Salzburg 1985.

3.3 Beispiele

Beispiel 1

Die Eintragungen, die hier in Frage stehen, reichen von Jänner bis Dezember 1915; ab Februar hat Ebner einen Rand gelassen, in den er fallweise Randbemerkungen, manchmal mit deutlicher Zuordnung, manchmal ohne Zuordnung, eingetragen hat. Seyr hat nun erstens diese Randbemerkungen nicht kenntlich gemacht und sie verschieden behandelt: als Fußnoten oder als Klammerbemerkungen, bzw. hat er sie überhaupt in den fortlaufenden Text eingefügt¹⁸. Somit ist der Charakter dieser Notizen als später Hinzugefügtes nicht ersichtlich. Mitunter hat er auch von Ebner nicht zugeordnete Randbemerkungen als eigene Notiz aufgefaßt. Ein Beispiel dafür findet sich auf S. 38 von NH5: eine Notiz Ebners, die 37f in NH5 steht, wird von Seyr unter dem Stichwort "Das Wort" ES II, 236f gebracht. Die in ihrer ersten Hälfte neben den letzten Zeilen dieser Notiz stehende Randbemerkung, die thematisch eng an die erstgenannte anknüpft, wird von Seyr unter dem Stichwort "Gott" ES II 27f gebracht. Der Ausgabe ist nur zu entnehmen, daß die beiden Notizen im selben Monat desselben Jahres entstanden sind, was noch dazu gar nicht stimmen muß, weil Ebner die Randbemerkung auch Monate später eingetragen haben kann.

Beispiel 2

Eine Reihe von Eintragungen ab Juli 1915 beschäftigen sich mit der "psychologischen Kritik an der Metaphysik", einige davon hat Seyr übernommen, andere nicht. Interessant sind diese Notizen insofern, als Ebner in einer Rückschau im TB 7 einige Zeilen nach der Feststellung, daß seine philosophische Arbeit¹⁹ unvollendet liegenbleibt, bemerkt: "Mit den Glossen zur Schrift über die Begriffsmetaphysik schloß ich eigentlich meine geistige Tätigkeit ab".²⁰ Ich interpretiere dies so, daß diese Glossen in den Zusammenhang seines Versuches, eine Metaphysik der individuellen Existenz zu verfassen, gehören und für Ebner, der gerade daran ist, seine "bedeutsame Wandlung" zu beginnen, einen Schlußpunkt darstellen. Interessant ist des weiteren, daß diese Glossen sich auf eine Schrift beziehen, die Ebner zu dieser Zeit gelesen hat, *Zur Psychologie der Begriffsmetaphysik* von einem gewissen M. E. Gans²¹. Da das Original exemplar aus Ebners Bibliothek erhalten ist, kann man jede einzelne dieser Notizen genau an ihren Ursprung zurückverfolgen, denn diese Aphorismenreihe geht auf stenographische Eintragungen Ebners in dieses Buch zurück – er hat nicht alle ins NH5 übertragen, er hat einige weiter ausformuliert, einige Zwischenbemerkungen eingeschoben, die keine Vorstufe in den stenographischen Notizen haben. Interessant ist weiters der Umstand, daß sich für zwei dieser Notizen in Fragment 15 der *Pneumatologischen Fragmente* parallele Formulierungen

18 Beispiele: Notiz (78) von NH5 (ES II, 22f) hat eine Randbemerkung, die Seyr zwischen Gedankenstrichen (nicht bei Ebner) an der von Ebner angegebenen Stelle eingefügt hat, bei Notiz (112) (ES II, 236f) hat Seyr die Einfügung gar nicht angemerkt, bei Notiz (115) (ES II, 237f) hat Seyr die Randbemerkung in Klammern, die nicht bei Ebner stehen, eingefügt, bei Notiz (135) (ES II, 446) hat Seyr die Randbemerkung als Fußnote im Kleindruck gebracht. Jeweils ohne dies anzumerken. Numerierung von NH5 nach Hödl, 1987 [s. Anm. 10].

19 sc. *Ethik und Leben*.

20 TB 7, 99 [s. Anm. 5]; abgedruckt in: ES II, 594.

21 Gans, M.E. *Zur Psychologie der Begriffsmetaphysik*; Wien 1914.

finden²². Man sieht – hier läßt sich aufgrund der guten Dokumentation ein "philosophischer Kriminalroman" schreiben²³. Wir kennen die Hinsicht, unter der Ebner das Buch gelesen hat, wissen, zu welcher Stelle des Buches er welchen Gedankengang entwickelt hat und sehen schließlich eine damit eng zusammenhängende Passage in seinem Hauptwerk, in der er die Jahre zuvor – als er noch der Ebner war, den wir mit Steinbüchel nicht suchen dürfen – entwickelte Terminologie verwendet. Wir verstehen, wenn wir wissen, unter welcher Absicht er das Buch las, seine Lesart besser; wir verstehen wovon er redet überhaupt erst, wenn wir wissen, worauf er sich bezieht: Der Autor Gans wird in den Notizen nie genannt; Ebner spricht nur vom "psychologischen Kritiker der Metaphysik"²⁴ und ähnlichem. Und schließlich verstehen wir den Wandel in seinem Denken besser, wenn wir die Kontinuität gleichermaßen wie die Diskontinuität vor Augen haben. Im Übrigen: da Ebner einen vergeblichen metaphysischen Versuch unternommen hat, wird die Kenntnis dessen viel dazu beitragen, seine Kritik an der Metaphysik zu verstehen.

Beispiel 3

Vier Notizen in NH5²⁵ beziehen sich explizit auf die *Naturphilosophischen Vorlesungen* des ungarischen Philosophen Melchior Palágyi²⁶. Sieht man sich in Ebners Notizheften aus dieser Zeit um, so stößt man auf eine Notizreihe in NH4, die aus den Monaten November/Dezember 1914 stammt, mit dem Titel: "Gelegentlich Melchior Palágyi: Naturphil. Vorl. über die Grundprobl. des Bewußtseins u. des Lebens."²⁷ Diese Sammlung von Notizen besteht größtenteils aus erweiterten Abschriften von stenographischen Anmerkungen Ebners in seinem Exemplar dieses Buches²⁸; ebenso geht die Notiz (2)²⁹ aus NH5 (Jänner 1915) auf eine solche stenographische Vorstufe zurück. Die restlichen 20 von insgesamt 65 Glossen in diesem Buch haben ihre Entsprechungen auf den S. 88 - 94 in NH4 (Mai 1915).

22 Es handelt sich dabei um erste Formulierungen der Einsicht in die in der Konzeption der Idee des Göttlichen wirksame Substantialisierungstendenz und den damit verbundenen Anthropomorphismus der Gottesvorstellung; auf Seite 68 von NH5 schreibt Ebner, daß der in der Substantialisierungstendenz des menschlichen Geistes Befangene die Substanz vergöttlicht respektive das in der Idee des Göttlichen Konzipierte substantialisiert. Die Idee des Göttlichen ist ihm hier – gegen Gansens psychologischen Reduktionismus – das Unanschauliche, die Vorstellung, die Tendenz zur Verbildlichung erst ergibt den Anthropomorphismus. Im Kontext der *Pneumatologischen Fragmente* heißt es dann: "Gott als das wahre Du des Ichs ist keine »Vorstellung« ... und die »Vorstellung« von Gott ist ja erst der Anthropomorphismus." (ES I, 280f). Auch in Fragment 15 wird gegen die "Psychologisierung" des Gottesverhältnisses polemisiert. Soviel nur als Hinweis auf den Ausgangsort eindringlicher Analysen.

23 Die Bezeichnung "philosophischer Kriminalroman" für den "Versuch einer historisch-genetischen, deskriptiven und kritischen, rationalen und meditativen, empathischen und reflektierten, integrierten und heterodoxen Physio-, Psycho- und Nooanalyse" stammt von H.J. Schmidt: ders., *Mindestbedingungen nietzsche-adäquater Nietzscheinterpretation oder Versuch einer produktiven Provokation*: Nietzsche Studien 18 (1989), 440-54, S. 454, Anm. 22.

24 So in Notiz (203) von NH5: Hödl, 1987 [s. Anm. 10], 85.

25 Notiz (2) (Hödl, 1987 [s. Anm. 10], 1f), (7) (ebda, 4f), (14) (ebda, 7) und (166) (ebda, 60f).

26 Palágyi, M. *Naturphilosophische Vorlesungen über die Grundprobleme des Bewußtseins und des Lebens*; Charlottenburg 1907. Das Exemplar aus Ebners Bibliothek befindet sich im Forschungsinstitut Brenner-Archiv der Universität Innsbruck.

27 Es handelt sich um die S. 175 - 93 dieses Notizheftes; vgl. oben Anm. 5.

28 In Gabelsberger Stenographie; vgl. unten Anm. 35.

29 vgl. oben Anm. 25.

Dies dokumentiert die eindringliche Beschäftigung Ebners mit diesem Buch ebenso wie die verschiedenen Funktionen seiner jeweiligen Notizhefte. NH5 hat von Ebner als Motto ein Goethezitat bekommen: "Das Unzulängliche ist produktiv"³⁰. Ebner sagt davon in Notiz (1) von NH5, es sei "ganz passend als Motto einer Metaphysik der individuellen Existenz"³¹. In einer längeren Eintragung im TB7³², mit terminus post quem 5. Jänner 1915³³, berichtet Ebner von dem an diesem Tag unternommenen "Versuch, mit dem neuen philosophischen Tagebuch zu beginnen". Da sonst keines der erhaltenen Notizhefte Ebners im Januar 1915 beginnt, kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit NH5 als das hier angesprochene Notizheft identifizieren.

Man sieht, NH5 ist höchstwahrscheinlich ein thematisches Notizheft, das Aufschluß über die Phase des "Umbruchs" in Ebners Denken gibt. Man kann also auch annehmen, daß Ebner im Mai 1915 Notizen zu Palágyi bewußt nicht in NH5 eingetragen hat, während er Notizen zur Schrift von Gans im Sommer 1915 bewußt dort eintrug. Ohne Kenntnis der Lektüre Ebners und seiner Anmerkungen in diesen Büchern läßt sich aber bei den allermeisten Notizen, die nur implizit auf diese Werke Bezug nehmen, nie gesichert der Ursprung dieser Überlegungen Ebners bei seiner Lektüre feststellen, mithin wäre auch die thematische Zuordnung verschiedener, im gleichen Zusammenhang entstandener, aber unter verschiedenen Gesichtspunkten gesammelter Notizen, nicht deutlich zu machen.

Die Ausgabe Seyrs, die nicht unter diesen Gesichtspunkten erstellt wurde, konnte somit auch Bernhard Casper bei Abfassung seiner Habilitationsschrift in die Irre führen in bezug auf die Bedeutung der Schrift von Palágyi für die Entwicklung des Denkens Ebners.

Casper erkennt zwar die Bedeutung dieses Werkes für Ebner nach 1926 an, ist jedoch der Ansicht, daß die Vorlesungen Palágyis keinen Einfluß auf die Konzeption der zentralen Gedanken Ebners gehabt hätten, weshalb er auch die Beziehungen zwischen Ebners und Palágyis Denken nicht analysiert³⁴. Dabei stützt er sich auf zwei Argumente:

1. Laut Ebners eigener späterer Aussage hat er die für ihn sehr wichtigen Erörterungen des Sprachproblems erst 1926 kennengelernt³⁵; in einem Briefentwurf vom 10. Juni 1931 be-

30 Hödl, 1987, 1; vgl. Biedermann, Fl. Frh. v. Goethes Gespräche. Bd. 2. Vom Erfurter Kongreß bis zum letzten böhmischen Aufenthalt. November 1808 bis September 1823, S. 135 [1425]: "G.: Das Unzulängliche ist produktiv. Ich schrieb meine Iphigenia aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpft gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben.

Über die Produktivität ohne Urteil, Lust zur Erfindung, Märchen zu ersinnen. Kann auch hypochondrisch sein. Hängt auch mit dem Charakter zusammen und fließt auf ihn ein."

31 Hödl, 1987 [s. Anm. 10], 1.

32 S. 87.

33 Seyr hat diese Tagebucheintragung nicht vollständig gebracht, sondern nur deren letzten Satz, und dieser ist falsch datiert. Der ganze Absatz (TB7, 86f) trägt zwar das Datum: "Samst. den 2. Jänner 1915", die von Seyr wiedergegebene Passage, die nach den Berichten Ebners darüber, was er am 5. und 6. Jänner getan hat, steht, kann aber schwerlich vom 2. Jänner, wie dies Seyr angibt, stammen.

34 vgl. Casper, B. Das dialogische Denken. Eine Untersuchung der religionsphilosophischen Bedeutung Franz Rosenzweigs, Ferdinand Ebners und Martin Bubers; Freiburg 1967, 208, Anm. 25.

35 ES II, 1087; die Identifikation dieser Erörterungen mit der 17. Vorlesung Palágyis durch Casper ist allerdings eine weder an Ebners noch an Palágyis Text ausweisbare Annahme Caspers; vgl. dazu

zeichnet Ebner Palágyi als den einzigen Philosophen, den er kennt, "der der Tiefe des Sprachproblems wirklich nahe gekommen ist"³⁶, gleichzeitig aber bedauert er, bei Abfassung der pneumatologischen Fragmente keinen Gebrauch vom fraglichen Buch gemacht haben zu können. 1926 schrieb er an Ludwig v. Ficker, daß er Palágyis Buch, das er 1914 nur bis zur Hälfte gelesen habe, mit dem er dazumals auch nicht viel anfangen habe können, wiederentdeckt habe³⁷.

2. Weist Casper darauf hin, daß alle Zitationen Ebners aus Palágyi aus der Zeit nach 1926 stammen.

Was diesen zweiten Punkt betrifft, so ist dies schlicht und einfach nicht wahr, wie die Notizen aus NH2/4/5 beweisen, die allerdings in Seyrs Ausgabe nur fallweise übernommen sind und nicht als auf die Palágyi-Lektüre zurückgehend gekennzeichnet³⁸. Was den ersten Punkt, die Selbstinterpretation Ebners, betrifft, so kann man ruhigen Gewissens ein Fragezeichen dahinter setzen.

Erstens handelt es sich um einen Zeitraum von 11 - 12 Jahren zwischen der Lektüre und den Aufzeichnungen dazu einerseits und der Wiederentdeckung Palágyis durch Ebner andererseits. Somit hat eine solche Auskunft weniger historische Glaubwürdigkeit für sich als z.B. eine Tagebucheintragung aus der Zeit der Lektüre, einfach wegen des doch beträchtlichen zeitlichen Abstandes.

Zweitens enden die stenographischen Eintragungen zwar auf S. 115 des 312 Seiten starken Buches (Beginn der 8ten Vorlesung <von 20>), und die Unterstreichungen mit Bleistift enden auf S. 121. Diese scheinen die im Jahr 1914 gemachten Unterstreichungen zu sein. Es finden sich in Ebners Exemplar noch Anmerkungen mit Rotstift, die bis zum Ende des Buches (S. 310 letzte) vorkommen, und diejenigen aus der Lektüre nach 1926 sind, die meisten davon für die Verwendung im "Versuch eines Ausblicks in die Zukunft" angemerkt.³⁹

Wenn man aber annimmt, daß die folgende Mitteilung Seyrs glaubwürdig ist, so hat Ebner das Buch 1914 vielleicht doch zumindest einmal ganz gelesen:

"Die philosophische Schriftstellerei Ebners geht aus der Eigenart seines Lesens hervor. Er pflegte nämlich, wenn ein Buch ihm gründlicher Lektüre wert schien, es zuerst kursorisch, zur bloßen Orientierung, zu lesen, dann ein zweites Mal mit dem Bleistift, wobei er sich die wichtigsten Stellen anmerkte, und oft auch noch ein drittes Mal glossierend, indem er die Buchränder

Hödl, H.G. Mit Ebner lesen. Ein Versuch zur Geschichte des Denkens Ferdinand Ebners anhand seiner Auseinandersetzung mit Melchior Palágyis Naturphilosophischen Vorlesungen; Wien (phil.-Diss, Mschr.) 1990, 140f.

36 ES III, 740.

37 ES III, 594f.

38 Die Tatsache, daß sich in NH2 Notizen zur Palágyi-Lektüre finden, teilt Seyr allerdings ES II, 1159 mit. Die stenographischen Notizen in Ebners Exemplar des Buches von Palágyi, die Notizen zu Palágyi in NH2, NH4 und NH5, sowie sämtliche Notizen Ebners in NH3 und NH4 aus 1914 (für NH4 auch 1915) sind mit kritischem Apparat und Konkordanz zur Seyr-Ausgabe innerhalb meiner Dissertation ediert worden; vgl. Hödl, 1990 [s. Anm. 35], 195-456.

39 Diese von Seyr in seine Rekonstruktion dieses unvollendeten Nachlaßwerkes nicht aufgenommenen Stellen und der Nachweis, daß Ebner sie zur Zitation in jener Schrift angemerkt hat, finden sich in Hödl, 1990 [s. Anm. 35], 398-406; 414f.

mit stenographischen Anmerkungen – erläuternden, kritischen, weiterführenden – versah. Oft trug er solche Ausführungen auch unmittelbar in ein Notizheft ein.“⁴⁰

Er muß natürlich bei seiner kursorischen Lektüre das Buch nicht ganz gelesen haben, da er allerdings bis zur dritten Lektürestufe, ja sogar bis zu einer vierten – der Übertragung der Glossen in die Notizhefte über einen Zeitraum von über einem halben Jahr hin⁴¹ – gelangt ist, läßt sich vermuten, daß seine nichtglossierende Lektüre doch weiter ging. 1926 allerdings orientierte er sich an seinen Eintragungen, und die stellten ja für ihn auch die eigentliche Lektüre dar. Diese Vermutung wird durch eine sehr auffällige Bemerkung Palágyis in der letzten Vorlesung gestützt:

„Ein Bewußtsein verkehrt aber mit einem anderen durch symbolische, d.h. bedeutungsvolle Bewegungen. Diese Bewegungen können bloße Gebärden, ein Mienenspiel sein und eine Art von mimischer Sprache bilden (wie bei Taubstummen), und zur Not hinreichen, um ein Bewußtsein mit dem anderen in Verbindung zu setzen. Das eigentliche Vehikel einer solchen Verbindung ist aber jenes wunderbare System von symbolischen Bewegungen, die wir als Lautsprache bezeichnen.“⁴²

Hier wird also die Sprache als Vehikel der Verbindung zwischen einem Bewußtsein und einem anderen Bewußtsein bezeichnet. Wohl unbestritten ist, daß es sich um eine der zentralen Einsichten Ebners handelt, daß "das Wort und die Liebe" Vehikel des Ich-Du-Verhältnisses sind⁴³. Naturgemäß ist diese Stelle bei Palágyi von Ebner mit Rotstift angemerkt worden. Ich will nur nicht ganz daran glauben, daß es sich hier um eine zufällige Übereinstimmung in der Formulierung handelt – Ebner mag das bei einer kursorischen Lektüre gelesen haben und sich am 23. und 24. Juni 1918 – fast vier Jahre später – als er, soweit ich sehe, das erste Mal das Wort "Vehikel" für die Kennzeichnung der Rolle des Wortes im Ich-Du-Verhältnis gebraucht⁴⁴, gar nicht mehr bewußt dessen erinnert haben – sonst hätte er Palágyi wohl zitiert.

Drittens finden sich auf den S. 191f von NH2 zwei Notizen über das Wesen des Traumes, die auf glossierende Bemerkungen zur ersten Vorlesung Palágyis, das Wesen des Bewußtseins und des Traumes betreffend, zurückgehen und deren Kenntnis mir wichtig erscheint zum

40 ES II, 1124.

41 Die ersten Eintragungen zu Palágyi in NH2 stammen aus November 1914, die letzten auf Palágyi bezüglichen im NH4 aus Mai 1915 (mit stenographischen Vorstufen), die letzte im NH5 (Nr. 166; ohne stenographische Vorstufe), aus dem Monat Juli 1915.

42 Palágyi, 1907, 300f. [s. Anm. 26].

43 vgl. ES I, 196 (Fragment 10 der pneumatologischen Fragmente); ES I, 265 (Fragment 14 desselben Werkes); ES I, 628 (Nachwort zur Mitarbeit am *Brenner*); ES I, 753; 764 (*Versuch eines Ausblicks in die Zukunft*). Zur Kritik, die Theunissen, M. Über Ferdinand Ebner; Ferdinand Ebner. Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente; München ²1980, 273-294, 292 an dieser Formulierung Ebners geübt hat, damit werde das dialogische Leben verdinglicht, vgl. Wucherer-Huldenfeld, A.K. Personales Sein und Wort. Einführung in den Grundgedanken Ferdinand Ebners; Wien-Köln-Graz 1985, 58f, der verkürzende, "verdinglichende" Interpretationen von Ebners Sprachgebrauch überzeugend abwehrt; vgl. Hödl, 1987 [s. Anm. 10], 166ff zum Kontext der ersten Erwähnung des Wortes "Vehikel" bei Ebner im NH9 im Zusammenhang mit der expliziten Ablehnung einer instrumentalistischen Sprachphilosophie.

44 NH9, S.13; ES II, 247.

Verständnis dessen, was Ebner meinen könnte, wenn er die Philosophie als Ausdrucksform des "Traums vom Geist" im Gegensatz zu den geistigen Realitäten sieht⁴⁵. Mit anderen Worten: hier wird die Begrifflichkeit entwickelt, die Ebner später, in seiner sogenannten pneumatologischen Phase, verwendet. Und der Interpret, der die späteren Äußerungen Ebners verstehen will, tut gut daran, hier nachzulesen, und diese frühe Phase seines Denkens nicht als unwesentlich abzutun.

Wir sehen also, daß der Einfluß Palágyis auf Ebner größer gewesen sein dürfte, als diesem selbst bewußt war. Aus unserer kurzen Erörterung von Ebners Palágyi-Lektüre sollte nämlich meines Erachtens klar hervorgegangen sein, daß es keinesfalls ein Zufall ist, daß Ebner 1926 in Palágyis Werk eine große Nähe zu seinen eigenen Gedanken, das Wesen des Sprache betreffend, findet – vielmehr hat er sich mit diesem Werk in der Zeit, als sich seine Begrifflichkeit herausgebildet hat, mit der er später beschrieb, was in der Zeit der Wende seines Denkens für ihn wichtig wurde, was ihn bewegte, intensiver beschäftigt, als ihm dies selbst in Erinnerung blieb. Naturgemäß findet er diese Gedankengänge bei späterer Lektüre Palágyis dort vorgebildet. Und eigentlich ist es erstaunlich, daß trotz der an sich massiven Hinweise Ebners bislang kein Interpret diesen Zusammenhängen nachgespürt hat.

4. Zusammenfassung

Abschließend wäre es sicher von Vorteil, wenn ich angeben könnte, worin nun die Hilfe von Ebners Lektüre bei unserer Ebnerlektüre besteht.

1. Folgt aus der glossierenden Art von Ebners Denken, daß man bei gleichzeitiger Lektüre Ebners und dessen Lektüre den Vorgang der Herausbildung von Ebners Terminologie sehr genau nachvollziehen kann.
2. Können gewisse Mißverständnisse abgewehrt werden, wenn man als Interpret von Notizen Ebners, die mitunter später in ausgeformte Werke übernommen wurden, den ursprünglichen Kontext mancher Bemerkung erkennt.
3. Wird die Einteilung von Ebners Denken in verschiedene Phasen, so begründet sie auch ist, relativiert, und man kann größere Zusammenhänge in seiner Denkentwicklung erkennen.
4. Mit einem Wort (und das ist im Grunde eine Plausibilität): die Quellen des Denkens Ebners können nur erschlossen werden, wenn man sich der Mühe unterzieht, den Text Ebners in jenem weiten Sinne, in dem der gesamte Kontext mit gemeint ist, ohne vorher seine Interpretationsmuster festzulegen, herzustellen, um dann eine philologisch gesicherte Interpretation zu geben. Wobei ich unter Quelle für Ebners Denken im genauesten und weitesten Sinn das verstehe, was Ebners Denken bewegt hat – und das ist z.B. das, was er an einem Buch für bemerkenswert hielt –, dies ist oft gar nicht der Hauptduktus des Gedankens, sondern sind Nebenbemerkungen, an denen Ebner sich einhakt usw. Dies darzustellen ergäbe sicher eine spannende Geschichte.

45 Näheres dazu: Hödl, 1990 [s. Anm. 35], 159-162.

"26. unveränderte Auflage"

Bemerkungen zur Textgeschichte von Otto Weiningers *Geschlecht und Charakter*

VON
Waltraud Hirsch (Zell unter Aichelberg)

"Wie die wenigsten Menschen, so haben auch die wenigsten Bücher ein Schicksal. Dieses Buch aber wird ein Schicksal haben und verdient es",

so bespricht Eduard Goldbeck in der Zeitschrift *Die Wage* am 29. August 1903 Weiningers Buch. *Geschlecht und Charakter* hat ein Schicksal gehabt, leider auch ein unverdientes. Dieses unverdiente Schicksal betrifft die Nichtbeachtung von Textvarianten, die geringe Sorgfalt in bezug auf die Kennzeichnung der Vorwörter, unachtsames Weglassen von wichtigen Editionsvermerken, verschiedene Datierungen der Auflagen und Fehler in der Überlieferung von Daten. Dieser Aufsatz bemüht sich darum, mehr Klarheit in die entstandene Wirrnis zu bringen.

Seit einigen Jahren arbeite ich über Otto Weininger und bin dabei, eine Dissertation über sein Religionsverständnis fertigzustellen (*Eine unbescheidene Charakterologie. – Geistige Differenz zwischen Judentum und Christentum bei Otto Weininger als Lehre vom bestimmten Charakter*).

Professor Allan Janik, Innsbruck, der meine Arbeit betreut, hat mich auf eine Textdifferenz zwischen der zwanzigsten unveränderten Auflage und dem 1980 bei Matthes und Seitz erschienen Reprint der ersten Auflage von 1903 aufmerksam gemacht.¹

Dieser Differenz bin ich nachgegangen. Beim Vergleich sämtlicher in der Nationalbibliothek Wien vorhandener Ausgaben von *Geschlecht und Charakter* hat sich herausgestellt, daß Weininger noch zu Lebzeiten die gedruckte erste Auflage gründlich überarbeitet und sein Freund Gerber die zweite als "mehrfach verbesserte Auflage" nach seinem Tod für ihn besorgt

¹ Allan Janik deutet bereits 1985 in *Weininger's Vienna: The Sex-Ridden Society* dieses Problem an: "Otto Weininger, *Geschlecht und Charakter*. Eine prinzipielle Untersuchung (Vienna: Braumüller, 1903). I cite Weininger according to the reprint (Matthes & Seitz: München 1980), which is an exact replica of the first edition (as other editions, all disclaimers to the contrary notwithstanding, are not)." (Anm. 2.) Janik, Allan: *Weininger's Vienna: The Sex-Ridden Society*, in: *Vienna 1819 - 1914. The World of Yesterday*, hg. v. Stephen Eric Bronner, New York 1995 (im Druck). – Ich danke Herrn Janik für diesen Hinweis. Er hat damit der Weiningerforschung einen erneuten Anstoß gegeben.

hat². Alle weiteren Auflagen sind dieser verbesserten Version B gefolgt. Erst Matthes & Seitz hat bei seinem Reprint 1980 auf den Erstdruck zurückgegriffen³.

Im April 1992 ist in Italien eine neue Übersetzung von *Geschlecht und Charakter, Sesso e carattere*, Edizioni Studio Tesi, Pordenone erschienen, Übersetzung und Bearbeitung von Giovanni Sampaolo, Einführung von Alberto Cavaglio. In dieser Ausgabe wird zum ersten Mal seit 1904 wieder auf die zwei Textversionen aufmerksam gemacht, auf die ich zu gleicher Zeit gestoßen bin. Zurecht weist Sampaolo darauf hin, daß "die Textkritik jenseits der Alpen noch keine kritische Ausgabe dieses Textes besorgt hat, so ist die vorliegende italienische Ausgabe die erste, die sich die Mühe gibt, die Diskrepanz zwischen beiden Fassungen lesbar zu machen"⁴.

Auf Grund dieser italienischen Edition will ich vor Fertigstellung meiner Arbeit, die eine Konkordanz der einzelnen Textvarianten enthalten wird, einige Bemerkungen zu der Textgeschichte von *Geschlecht und Charakter* machen.

1. Zur Chronologie

1.1. Zeitspanne zwischen erster und zweiter Drucklegung

Um einen Überblick darüber herzustellen, in welcher Zeit Weininger an den Korrekturen der ersten Auflage gearbeitet hat, seien hier die wichtigsten Daten aufgelistet. Dabei beziehe ich mich auf die frühest zugänglichen Quellen, da in der Rezeption immer wieder Ungenauigkeiten auftauchen.

- Am 30. März 1903 schreibt Weininger an seinen Freund Gerber noch in der Tramway:
"Der Braumüller druckt mein Buch! Es wird wohl spätestens Ende Mai fertig sein ... Auch ich habe einen Monat Tag und Nacht zu tun".⁵
- Die harte Arbeit der Fertigstellung seiner Texte zur Buchfassung kommentiert Weininger noch einmal am 23. April 1903 in einem Brief an Gerber:
"Übrigens habe ich noch fürchterlich zu tun, schwimme in einem Meer von ersten, zweiten, dritten Korrekturen und schreibe gar nicht mehr mit Blut, nur mehr mit roter Tinte".⁶

2 Siehe Vorwort von Arthur Gerber zur zweiten Auflage von *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung, zweite, mehrfach verbesserte Auflage*, Wien und Leipzig 1904, S. V, und *Ecce homo in Taschenbuch und Briefe an einen Freund*, Leipzig und Wien 1919, S. 21f.

3 Im weiteren Text wird die erste Auflage und der 1980 neuaufgelegte Text als Version A, alle anderen erweiterten und verbesserten Auflagen von 2 bis 28 und die von 1932 bei Kiepenheuer, Berlin als Version B bezeichnet.

4 "Poiché l'edotica d'oltralpe non ha ancora pensato a produrre un' edizione critica di questo testo, la presente edizione italiana è la prima che si studi di rendere leggibile lo scarto fra le due redazioni". *Sesso e Carattere*, a.a.O., S. XXXV.

5 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 641.

6 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 641.

- Stefan Zweig schreibt:

"Eines Nachmittags kam ich in den kleinen Lesesaal der Universität, bestellte mir ein Buch und setzte mich an den einzigen freien Platz. Neben mir rückte jemand höflich zur Seite, ich sah unwillkürlich hin: Weininger! Vor ihm lag ein Stoß Korrekturen – die Fahnen zu 'Geschlecht und Charakter'."⁷

- Mit dem Datum vom 12. Mai 1903 schickt Wilhelm Braumüller eine Anzeige von *Geschlecht und Charakter* an das *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, das die Annonce am 26. Mai und am 11. Juni 1903 jeweils auf der Titelseite ganzseitig abdruckt (s. Abb. 1, S. 70).
- 29. Mai 1903: Weininger bringt die erste Kopie von *Geschlecht und Charakter* zu seinem Freund Gerber⁸.
- Im Nova-Buch des Verlagshauses Braumüller ist *Geschlecht und Charakter* erste Auflage unter dem Datum vom 2. Juni 1903 verzeichnet⁹.
- Anfang Juni schreibt Karl Kraus einen Brief an Weininger mit der Anfrage, ob Textpassagen aus *Geschlecht und Charakter* in der Fackel abgedruckt werden dürften.¹⁰
- Im Juni 1903 löst Weininger seine eigene Wohnung auf und verbringt sechs Wochen mit der Familie in Brunn bei Mödling.¹¹ Leopold Weininger schreibt über diese Zeit: "Hie und da (bat mich der Sohn,) stilistische Wendungen, die dem Vater nicht gefielen, kundzugeben zur Ausbesserung."¹²
- Am 19. Juni 1903 fragt Braumüller Emil Schering, den in Berlin lebenden Übersetzer Strindbergs, nach der Adresse Strindbergs, um ihm *Geschlecht und Charakter* zuzusenden.¹³
- Am 20. Juni 1903 korrespondiert Weininger mit Karl Kraus.¹⁴
- Am 26. Juni 1903 erhält Möbius *Geschlecht und Charakter* von Braumüller zur Besprechung. Diese erscheint im Augustheft 1903 in *Schmidts Jahrbücher zur gesamten Medizin*.¹⁵
- 1. Juli 1903: Weininger schreibt an Gerber: "Ich selbst verreise am 15." (Vgl. Korrespondenzkarte vom 1. 7. 1903 und Notiz an die Familie, Abb. 2 und 3, S. 71 f.)

7 Zweig, Stefan: *Vorbegehen an einem unauffälligen Menschen. Otto Weininger* (1926), in: *Europäisches Erbe*, Frankfurt 1960, S. 223.

8 *Taschenbuch und Briefe an einen Freund*, a. a. O., *Ecce Homo*, S. 21.

9 Die Verfasserin dankt der Firma Braumüller für die Einsicht in das Nova-Buch.

10 Kraus, Karl: *Sprüche und Widersprüche*, Frankfurt 1988, S. 54 (1. Auflage Wien 1909, S. 59). Wiederabgedruckt in Unglaub, Erich: *Strindberg, Weininger und Karl Kraus: Eine Überprüfung*, in: *Recherches Germaniques*, Nr. 18, 1988, Straßburg, S. 124.

11 Vgl. Probst, Ferdinand: *Der Fall Otto Weininger*. Eine psychiatrische Studie, Wiesbaden 1904, S. 7.

12 Probst, a.a.O., S. 8.

13 *Berliner Tageblatt* vom 7. Oktober 1903, Emil Schering über Weiningers Tod.

14 Vgl. *Die Fackel*, Nr. 568-571, Mai 1921, S. 48.

15 Nachdem Otto Weininger am 17. August aus Syrakus Möbius "den Handschuh hinwirft", verfaßt dieser als Erwiderung *Geschlecht und Unbescheidenheit, Beurtheilung des Buches von O. Weininger "Ueber Geschlecht und Charakter"* (2.Halle 1907, Zitat: S. 6). In wenigen Exemplaren wird die Broschüre versandt, wegen des Todes von Weininger unterbrochen, und im November 1903 erneut in den Handel gegeben.

- 1. Juli 1903: Brief Strindbergs an Weininger.¹⁶
- Unter dem 3. Juli 1903 erscheint *Geschlecht und Charakter* in der Fackel beim "Bücher-einlauf".¹⁷
- Mitte Juli 1903 verläßt Weininger laut *Ecce Homo* Wien¹⁸, um bis zum letzten Drittel des September Italien zu bereisen.¹⁹
- 21. Juli 1903: Strindberg bittet Schering, Weininger zwei seiner Bücher zuzuschicken.
- 23. Juli 1903: Schering schickt Weininger Strindbergs Bücher.²⁰
- 22. August 1903: Selbstanzeige Weiningers in *Die Zukunft*.²¹
- Am 30. September 1903 bedankt sich Weininger über Schering bei Strindberg.²²
- 3. Oktober 1903: "Ich selbst habe noch am Nachmittag vor seiner Todesnacht mit ihm gesprochen; sein Verleger am Abend, und noch später seine Familie ..." ²³

Es ist anzunehmen, daß Weininger den größten Teil der Korrekturen in der Zeit von Anfang Juni bis Mitte Juli vorgenommen hat, jedoch hat er auch noch nach seiner Rückkehr aus Italien Nachträge und Veränderungen in den Text der 1. Auflage eingearbeitet, was daraus geschlossen werden kann, daß er Reiseeindrücke aus Florenz einfügt und inzwischen erschienene Bücher sorgfältig nachgetragen hat.²⁴

Die Übertragung von Texten aus dem *Taschenbuch* und den Aphorismen aus *Über die letzten Dinge* bedarf noch einer gesonderten Untersuchung.

1.2. Zur zweiten Auflage

Braumüller zeigt im *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* Nr. 253 vom 30. Oktober 1903 an:

"Die * zweite Auflage * von 'Weininger, Geschlecht und Charakter' befindet sich unter der Presse, dürfte jedoch kaum vor Mitte November zur Ausgabe gelangen können.

16 Vgl. Unglaub, a.a.O., S. 125.

17 Vgl. *Die Fackel*, Nr. 142, Ende Juni 1903, S. 24.

18 *Taschenbuch und Briefe an einen Freund*, a.a.O., *Ecce Homo*, S. 21.

19 Vgl. Probst, a.a.O., S. 7; Rückkehr am 29. September 1903 nach Wien und Ansichtskarte vom 23. Juli 1903 aus Rom an Gerber: Vgl. *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 641.

20 Anzeige der neunten Auflage von *Geschlecht und Charakter* in Otto Weininger, *Über die letzten Dinge*, 2. veränderte Auflage, Wien 1907.

21 *Die Zukunft*, Nr. 44, 1903, S. 325.

22 Durch ein Versehen sind bei Braumüller sein Brief wie auch die Bücher liegengelassen. Weininger hat sie erst am 30. September erhalten. Dieser Brief ist eine der letzten schriftlichen Nachlässe Weiningers.

23 Lucka, Emil: *Otto Weininger, sein Werk und seine Persönlichkeit*, Wien 1905, S. 126.

24 Vgl. *Geschlecht und Charakter*, 1980, a.a.O., S. 433, Anmerkung im hinzugefügten Text: "Der Jude ist nicht der noch nicht erleuchtete, noch nicht sehende Thomas des Verrocchio (an der Kirche Or San Michele in Florenz), der gar nichts anderes möchte als glauben, und es nur noch nicht kann; vielmehr empfindet der Jude seinen Unglauben als seine Überlegenheit, als den Witz, um den nur er weiß" und *Geschlecht und Charakter*, 1980, a.a.O., S. 507 wird der Text des Gedichts von Emil Lucka gestrichen und mit der genauen Literaturangabe versehen. (s. Anm. 49.)

Zur Zeit kann ich die eingehenden Bestellungen nur mit den sehr spärlich eintreffenden Remittenden-Exemplaren erledigen.

Wien 20. Oktober 1903" (s. Abb. 4, S 73.)

8. November 1903: Brief Arthur Gerbers an Strindberg:

"Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Ich hätte dessen Empfang früher bestätigt, aber ich war so stark mit Arbeiten, speziell mit der Korrektur der zweiten Auflage von 'Geschlecht und Charakter' überbürdet, daß ich den größten Teil der Nächte zu Hilfe nehmen mußte."²⁵

Im *Börsenblatt* Nr. 290 vom 15. Dezember 1903 erscheint die Anzeige

"Die erste 1600 Exemplare starke Auflage von 'Weininger, Geschlecht und Charakter' war in vier Monaten vergriffen, die zweite soeben erschienene Auflage ist durch feste Vorausbestellungen soweit erschöpft, daß ich a cond. nicht mehr liefern kann. – Gleichzeitig erschien und versandte ich das nachgelassene Werk des genialen Verfassers 'Über die letzten Dinge' Wien, Anfang Dezember 1903, Wilhelm Braumüller."

Die zweite mehrfach verbesserte Auflage, die im Nova-Buch Braumüller unter dem 20. 11. 1903 verzeichnet ist, ist mit einem Vorwort von Arthur Gerber versehen. Unter dem Datum vom November 1903 schreibt er:

"Kurze Zeit nach dem Erscheinen von 'Geschlecht und Charakter' ist Otto Weininger aus dem Leben geschieden. So ist mir die Freundschaftspflicht erwachsen, die zweite Auflage dieses Werkes der Öffentlichkeit zu übergeben. Daß diese zweite Auflage als **m e h r f a c h v e r b e s s e r t e** vorliegt, haben wir dem Umstande zu danken, daß Otto Weininger noch in der letzten Zeit seines Lebens viele Stellen verändert, ferner, wo es die Klarheit erforderte, wichtige Erläuterungen gegeben und zahlreiche neue, umfassende Zusätze eingefügt hat. Durch diese Veränderungen hat aber Otto Weininger den öfters laut gewordenen Verdacht, er würde bald seine Ansichten ändern, keineswegs bestätigt. Denn die Verbesserungen sind hauptsächlich stilistischer Natur und die neuen Bemerkungen gewiß nicht Widersprüche mit den in der ersten Auflage niedergelegten Ansichten, was jedermann durch Vergleichung der beiden Auflagen wohl selbst wird ersehen können."²⁶

23. November 1903: Gerber schreibt Strindberg, daß Weininger ihm gerne sein Buch gewidmet hätte. Gerber tut dieses nun für den Freund und widmet die 2. Auflage Strindberg.²⁷

1.3. Zu der dritten und den weiteren Auflagen

Auf der Titelseite des *Börsenblattes für den deutschen Buchhandel* Nr. 300 vom 29. Dezember 1903 erscheint eine ganzseitige Anzeige mit folgendem Wortlaut:

²⁵ Unglaub, a.a.O., S. 131.

²⁶ *Geschlecht und Charakter* 1904, a.a.O., S. 5 und 6.

²⁷ *Geschlecht und Charakter* 1904, a.a.O., Vorwort von Arthur Gerber im November 1903. Gerber schickt Strindberg sein Exemplar mit einer persönlichen Widmung. Vgl. dazu Unglaub, a.a.O., S. 131.

"Die zweite Auflage von 'Weininger, Geschlecht und Charakter' ist heute, vier Wochen nach Erscheinen, vergriffen. Die dritte, mit der zweiten gleichlautende Auflage erscheint am 4. Januar 1904. Wien und Leipzig, 19. Dezember 1903, Wilhelm Braumüller".

Im Nova-Buch erscheint die dritte Auflage unter dem Datum vom 5. Januar 1904, gekennzeichnet als "dritte, mit der zweiten gleichlautenden Auflage". Bereits hier wird das Vorwort Gerbers weggelassen und der Ausgabe lediglich ein Foto Weiningers hinzugefügt.²⁸

Die vierte Auflage ist im Nova-Buch am 22. 9. 1904 eingetragen, das Datum der Buchausgabe ist 1905. Diese Auflage erscheint als "Vierte unveränderte Auflage".

Noch 1925 wird die 26. als "26. unveränderte Auflage" gedruckt.

Die 27. Auflage 1926 und die 28. Auflage 1947 sind als Volksausgaben aufgelegt worden und als solche gekennzeichnet. Diese im Anhang gekürzte Version B hat Kiepenheuer 1932 in Berlin übernommen.²⁹ Durch die Neuauflage der Version A von Matthes & Seitz 1980 wird in der Literatur der neueren Zeit in aller Regel nach dieser insgesamt etwa 10 Seiten kürzeren Version zitiert.

Zur Verwirrung trägt weiter bei, daß es sich bereits in der zweiten mehrfach verbesserten Auflage im "Vorwort zur ersten Auflage" um den verbesserten Text, und somit nicht um das Vorwort zur ersten, sondern um das verbesserte Vorwort zur zweiten Auflage handelt. Dieser Fehler setzt sich bis zur 28. Auflage fort. Alle als Vorwort zur ersten Auflage gekennzeichneten Texte sind von Weininger verändert worden und somit ab der zweiten Auflage als Version B zu kennzeichnen.

2. Zu den Textvarianten

Nach genauer Lektüre und einem Vergleich der Textvarianten scheint es mir gewiß zu sein, daß Weininger selbst die Veränderungen, Hinzufügungen und Streichungen vorgenommen hat. Die Annahme Le Riders, daß der Vater die zweite Auflage besorgt und korrigiert habe, ist unhaltbar.³⁰ Ebenfalls läßt sich die Vermutung, daß der Freundeskreis den Text redigiert hat, beim genauen Studium der Varianten entkräften. Ein Großteil der Veränderungen erscheinen dem Kenner des Textes als geradezu notwendig und zeigen, daß Weininger mit großer Sorgfalt den Text durchgearbeitet hat, sowohl den ersten und den zweiten Teil als auch den Anhang. Wichtige Erläuterungen zur Präzisierung und Pointierung des Textes, die in Sätzen und Halbsätzen eingeschoben wurden, tragen Weiningers Eigenheiten im Stil und in der Argumentationsweise. Ein Teil der neu hinzugefügten längeren Textstellen sind aus *Über die letzten Dinge* übernommen oder aus dem Anmerkungsenteil in den Text integriert worden. Leserreak-

28 Die Firma Braumüller kann zu den Ereignissen um die Jahrhundertwende keine Angaben mehr machen, da durch Kriegswirren das Archiv teilweise zerstört wurde. Es ist daher nicht zu klären, warum das Vorwort Gerbers nur einmal gedruckt worden ist. Vermutlich ist dies im Zusammenhang mit den Angriffen auf das Vorwort von Rappaport zur 1. Auflage von *Über die letzten Dinge* zu sehen.

29 Die Angaben in Le Rider, Jacques: *Der Fall Otto Weininger*, Wien, München 1985, S. 275 sind ungenau, Kiepenheuer 1932 ist eine Auflage außerhalb der Zählung Braumüllers.

30 Vgl. Le Rider, a.a.O., S. 50.

tionen wurden aufgenommen, Neuerscheinungen nachgetragen und Literatur, die in der Zwischenzeit von Weininger bearbeitet worden ist, im Anmerkungsteil berücksichtigt.

2.1. Zum Vorwort

Im Vorwort hat Weininger zwei wesentliche Veränderungen vorgenommen, eine erläuternde Passage zur Weltanschauung:

"Weltanschauung – das nämlich, was diesen Namen verdient – ist nichts, das einzelner Erkenntnis je könnte hinderlich werden; im Gegenteil wird alle besondere Einsicht von tiefer Wahrheit durch sie erst hervorgetrieben. Weltanschauung ist an sich produktiv; nie aber kann sie, wie dies jedes Zeitalter nur empirischer Wissenschaft glaubt, aus einer noch so großen Summe speziellen Wissens synthetisch erzeugt werden."³¹

Dazu kommt eine erweiterte Aufzählung der Themen, die in *Geschlecht und Charakter* behandelt werden:

"Die logischen Kardinalfragen nach Urteil und Begriff und deren Verhältnis zu den Axiomen des Denkens, für die Theorie des Komischen, der Liebe, des Schönen und des Wertes und Probleme wie Einsamkeit und Ethik und die Beziehungen der beiden untereinander",

die vor der Aufzählung von Genialität, Unsterblichkeitsbedürfnis und Judentum eingefügt werden³². Bereits in der zweiten Zeile des Textes nimmt Weininger eine Verstärkung vor, die er im Laufe seiner Korrekturen noch oft anwenden wird. Er rückt das Geschlechterverhältnis nicht nur in ein neues, sondern in ein neues, entscheidendes Licht, den Mann trifft nicht nur die größte, sondern die größte und eigentliche Schuld.³³ Ein sorgfältiges Umgehen mit dem Text zeigt sich auch in seinen Abschwächungen, "es wird nichts vernichtet" wird verändert in "es wird nichts zu vernichten gesucht". Feinsinnig ist auch die Veränderung S. XI: "ich mußte auf alle Koinzidenzen hinweisen" wird korrigiert und lautet in der Textvariante B "ich wollte auf alle Koinzidenzen hinweisen".³⁴

Auch die Korrekturen, die zunächst nur sprachliche Verbesserungen zu sein scheinen, müssen im Einzelnen untersucht werden. Zum Beispiel ersetzt Weininger in der sechsten Zeile des Vorwortes "es soll die Ableitung alles Gegensatzes von Mann und Weib auf e i n e m Prinzip versucht werden" durch "es soll die Zurückführung alles Gegensatzes von Mann und Weib auf e i n einziges Prinzip versucht werden". Hier ergibt sich aus der Korrektur ein methodischer Hinweis. Weininger will keine "induktive" Metaphysik betreiben, trotzdem muß

31 Bei dieser und den Anm. 32, 33, 34, 35, 37, 39, 40, 41, 42, 45, 47, 48 und 49 entstammen die zitierten Hinzufügungen den Ausgaben von *Geschlecht und Charakter* ab der 2. Auflage (die Seitenzahlen sind dabei nicht immer identisch, deshalb verweise ich bei den Änderungen und Hinzufügungen auf die Seitenzahl der Ausgabe 1980 (Reprint der 1. Auflage). – *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. VIII, nach dem zweiten Absatz eingefügt.

32 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S IX.

33 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. V und S. VII.

34 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. XI.

vor der Ableitung bzw. gleichzeitig die Rückführung auf das eine Prinzip durchgeführt werden. Das Methodenproblem bei Weininger bedarf einer gesonderten ausführlichen Reflexion; dafür ist diese Korrektur ein wichtiger Hinweis. Eine intensive Beschäftigung Weiningers mit Schelling und seinen Schriften läßt sich aus dem Anmerkungsteil erschließen. So finden sich bei Schelling die Begriffe 'zurückführen' und 'ableiten', die Weininger aufgegriffen hat:

"Nun reduciert sich aber alles Wissen auf gewisse ursprüngliche Überzeugungen, oder ursprüngliche Vorurtheile; diese einzelnen Überzeugungen muß die Transcendental-Philosophie auf Eine, ursprüngliche Überzeugung **zurückführen**; diese Eine, aus welcher alle anderen **abgeleitet** werden, wird ausgedrückt im ersten **Princip dieser Philosophie**, und die Aufgabe, ein solches zu finden, heißt nichts anderes, als das absolut-Gewisse zu finden, durch welches alle andere Gewißheit vermittelt ist."³⁵

2.2. Zum Inhaltsverzeichnis

Geänderte Kapitelüberschriften sind zu vermerken. Ich verweise auf Kapitel fünf, das in der Variante A als "Anwendung auf die Charakterologie", in der Version B als "Charakterologie und Morphologie" zu finden ist. Des weiteren hat Weininger in die untergliederten Inhaltsangaben vier weitere Kapitelinhalte hinzugefügt (S. XV, Kapitel III, Hinzufügung "Begriff der «Henide»"; S. XVIII, Kapitel IX, Hinzufügung "Die Freiheit des Objekts"; S. XXI, Kapitel XII, Varianten im Sperrdruck, "die Liebe" wird verändert in "was die Liebe des Mannes zum Weibe im tiefsten Grunde ist"; S. XXII, Kapitel XIII, "Seelenlosigkeit" wird erweitert zu "Seelenlosigkeit und darum Mangel an Unsterblichkeitsbedürfnis")³⁶.

2.3. Zur Einleitung

In der Einleitung nimmt Weininger lediglich eine sprachliche Verbesserung vor. Um eine Doppelung des Begriffes Allgemeinheit zu umgehen, ersetzt er diesen einmal durch "Abstraktheit".

2.4. Zu den Veränderungen im ersten Teil

Im ersten Teil verändert Weininger sehr wenig, meist handelt es sich um sprachliche Verbesserungen. Die Überschriftenänderung von "Anwendung auf die Charakterologie" zu "Charakterologie und Morphologie" in Kapitel V wurde bereits erwähnt. Eine Anmerkung mit dem Verweis auf ein späteres Kapitel hat Weininger hinzugefügt, er verändert 'Anlässe' in 'Anstöße'. Absätze, die Weininger zur besseren Gliederung eingefügt hat, werden hier übergegangen.³⁷

35 Vgl. Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling: *Ausgewählte Schriften* Band 1, Frankfurt 1985, S. 414. Fettdruck - Hervorhebungen sind von der Verfasserin vorgenommen.

Vgl. auch *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 522 (Anm. zu S. 177), S. 528 (Anm. zu S. 203), S. 565 (Anm. zu S. 326).

36 Veränderungen im Sperrdruck werden hier nicht berücksichtigt.

37 Vgl. *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 9, S. 15, S. 42, S. 54, S. 66, S. 82, S. 91.

2.5. Zu den Veränderungen im zweiten Teil

Bei den Veränderungen im zweiten Teil handelt es sich um etwa 100, die schwerpunktmäßig in Kapitel XII und XIII vorgenommen worden sind. "Das Wesen des Weibes und sein Sinn im Universum" und das Kapitel "Judentum" hat Weininger offensichtlich besonders kritisch gelesen und korrigiert. Es fällt auf, daß Weininger in diesen Kapiteln fast ausschließlich Verschärfungen, Pointierungen und Zuspitzungen durch Hinzufügung von Sätzen und Halbsätzen vornimmt. Im übrigen fügt er in diese Kapitel lange Absätze ein, nimmt lange Passagen aus den Anmerkungen in den Text und überträgt Reflexionen aus *Über die letzten Dinge in Geschlecht und Charakter*. In den einzelnen Kapiteln stellt sich das folgendermaßen dar:

Bis Kapitel VIII³⁸ handelt es sich in erster Linie um eine geringe Anzahl von sprachlichen Verbesserungen und Verdeutlichungen, die Eintragung von Absätzen, die Verschiebung von Anmerkungen (drei Kapitel sind ohne Änderungen).

In Kapitel IX streicht Weininger das Galilei-Zitat "de subjecto vetustissimo...". Bei einigen Hinzufügungen handelt es sich um die Unterstreichung und Herausarbeitung der Freiheit des Objekts, die er ja auch als solche in die Inhaltsangabe aufgenommen hat. Die Schärfe seiner Argumentation gegen W nimmt zu. Vergleiche die Anmerkung zu S. 243 und die Hinzufügung "Das Weib als Sphinx! Ein ärgerer Unsinn ist kaum je gesagt worden". In der Version B wird sie durch den folgenden Halbsatz "ein ärgerer Schwindel nie aufgeführt worden"³⁹ verstärkt.

In Kapitel X und XI fügt Weininger Anmerkungen hinzu, darunter einen langen Absatz zum Reisen, die A. Frh. von Winterstein in *Imago* I, 1912 in seinem Artikel über die Erotik des Reisens aufnimmt. Ansonsten handelt es sich um sprachliche Verbesserungen und kurze erläuternde Hinzufügungen.

Gleich zu Beginn von Kapitel XII werden die vielzitierten Sätze

"Es gibt keinen Mann, in dem nicht noch Übersinnliches lebte, keinen, der gar nicht gut wäre; und es gibt kein Weib, von dem in Wahrheit das gelte. Der tiefststehende Mann steht also noch unendlich hoch über dem höchststehenden Weibe, so hoch, daß Vergleich und Rangordnung hier kaum mehr statthaft scheinen."⁴⁰

eingefügt. Zwei Seiten weiter eine ähnliche Verschärfung:

"Es ist ganz dasselbe, Kuppelei hier wie dort, die Verkuppelung der eigenen Tochter unterscheidet sich psychologisch in nichts von der Verkuppelung der Fremden."⁴¹

38 Kapitel VI, "Begabung und Genialität", weist zahlenmäßig eine höhere Anzahl von Veränderungen auf, jedoch sind die Hinzufügungen und Wortverbesserungen von geringerer Bedeutung.

39 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 277, 20. Z. v. o.

40 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 342, 3. Z. v. u.

41 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 346.

Es wird hinzugesetzt:

"Ja, ich behaupte, es gibt keine Mutter, die es nur unangenehm berührt, wenn ein Fremder, auch in noch so gemeiner Absicht und nichtswürdiger Berechnung, ihre Tochter begehrt und verführt."⁴²

S. 371 erhält zusätzlich einen Abschnitt über die Hysterie und die Sittlichkeit der Frau, S. 380 fast eine ganze Druckseite mit Anmerkung. Dieser Text ist über weite Strecken aus *Über die letzten Dinge* übernommen.⁴³ Das "höhere" Leben scheint ein Druckfehler zu sein und muß sinngemäß das "niedere" Leben heißen⁴⁴. Weitere Verschärfungen das Weib betreffend könnten aufgeführt werden, doch die Zuspitzungen sind nur im Textzusammenhang zu ersehen.

Dem Kapitel XIII stellt Weininger ein Richard-Wagner-Zitat⁴⁵ voran, das in der ersten Ausgabe nicht vorhanden war. S. 405 erhält eine Anmerkung über die psychische Eigenheit des Jüdischen, die noch einmal deutlich pointiert, was als das Jüdische bezeichnet wird. Über den Humor fügt Weininger weitere Sätze hinzu⁴⁶. Zwei ganzseitige Einschübe zum Judentum werden vorgenommen. Über die Frömmigkeit schiebt Weininger verschiedene längere Passagen ein und nimmt große Teile aus der früheren Anmerkung in den Text. Zwei subtile Veränderungen S. 437 seien noch angemerkt: Christus wird in Jesus verändert und Jesaia als der gewaltigste Mann des alten Israel wird ersetzt durch Simson und Josua.

In Kapitel XIV fügt Weininger grundsätzliche Sätze zur Erklärung seiner Philosophie hinzu, so zum Symbolwert der Tiere in Bezug zur sittlichen Idee, zu Christus als dem Sühner der Vergangenheit und zur alten Jungfer. Weiningers letzter Einschub ist folgender:

"Daß die Menschheit ewig bestehe, das ist gar kein Interesse der Vernunft; wer die Menschheit verewigen will, der will ein Problem und eine Schuld verewigen, das einzige Problem, die einzige Schuld, die es gibt. Das Ziel ist ja gerade die Gottheit, und Aufhören der Menschheit in der Gottheit; das Ziel ist die reine Scheidung zwischen Gut und Böse, zwischen etwas und nichts."⁴⁷

2.6. Zu den Veränderungen im Anhang

Den Anhang erweitert Weininger um mehr als zehn Anmerkungen, wobei es sich teils um neu erarbeitete Literaturangaben, vor allem zu Frauenfragen⁴⁸, handelt, teils fügt er neue Hinweise zu Nietzsche, Comte, Lotze und Schopenhauer ein. Bei der Anmerkung zu der Arbeit von

42 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 346, 5. Z. v. o.

43 Vgl. *Über die letzten Dinge*, München 1980 (Nachdruck der Auflage von 1904), S. 66.

44 Vgl. Lucka, a.a.O., S. 94 Anmerkung.

45 Vgl. *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 403. Im Anhang weist Weininger dieses Zitat nach: "Judentum in der Musik" (Gesammelte Schriften und Dichtungen von Richard Wagner, 3. Aufl., V. Band, Leipzig 1898, S.66)".

46 Vgl. *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 427.

47 Eingefügt in *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S.458, 15. Z. v. u.

48 Vgl. *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 556 (hinzugefügte Anm. zu S. 297), *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 544 (Anm. zu S. 267), *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 581 (Anm. zu S. 396).

Hermann Swoboda, *Verstehen und Begreifen*, streicht Weininger den Kommentar "interessante und originelle" Arbeit.⁴⁹

2.7. Die Ungenauigkeit der Angaben über das Erscheinungsdatum

Nach der Einsicht in das Nova-Buch bei Braumüller wäre es notwendig, eine Synopse der Daten herzustellen: nach Eintragungen im Nova-Buch, nach Listen, die von Braumüller in verschiedenen Auflagen von *Geschlecht und Charakter* abgedruckt wurden, nach der Auflistungen bei Le Rider und nach den in den jeweiligen Ausgaben eingedruckten Jahresdaten. Die Durchzählung der 28 Auflagen bei Braumüller und der zusätzlichen Auflage 1932 bei Kiepenheuer muß bei Le Rider korrigiert werden, ebenso seine Daten in den Auflistungen⁵⁰.

Abschließend ist zu sagen, daß es an der Zeit ist, eine kritische Ausgabe der Weiningertexte in Angriff zu nehmen. Die Zusätze sind für die Frauenthematik und für das Thema Judentum von nicht geringer Bedeutung, aber auch die kleineren Veränderungen sind für die Denkkontexte Weiningers wichtig. Auch müssen wir uns eine genaue Einsicht in die Zusammenhänge und in die zeitliche Abfolge des Gesamtkorpus der Weingerschritten verschaffen.

Zum Schluß sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß die Ungenauigkeit nicht nur *Geschlecht und Charakter* betrifft, sondern auch *Über die letzten Dinge* hat Veränderungen erfahren. Der Zufall bewirkte, daß die erste Auflage, die längere Version, 1980 wiederaufgelegt worden ist.

Von der zweiten Auflage 1907 bis zur neunten 1930 wurde *Über die letzten Dinge* gekürzt gedruckt, viele Aphorismen sind gestrichen worden. Rappaport hat sein Vorwort aufgrund der Auseinandersetzungen mit Leopold Weininger geändert. 1980 ist das Vorwort ganz weggefallen. Auch sind Daten, wie zum Beispiel der Übertritt zum Protestantismus, von Rappaport dem Vater falsch überliefert, von diesem an Probst weitergegeben, von Abrahamsen zu Le Rider gelangt und von da zu Rodlauer.⁵¹ Nach der Einsicht in das Taufregister konnte ich jetzt die Diskrepanz zwischen dem Datum des Übertritts und der Promotion aufklären.⁵²

Es bleibt noch vieles zu klären ...

49 *Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 514, Anm. zu S. 134. – Für das exakte Arbeiten Weiningers steht auch die Veränderung der Anmerkung zu einem Gedicht Luckas. In der Version A (*Geschlecht und Charakter* 1980, a.a.O., S. 507; Anm. zu S. 107, 5. Z. v. u.) zitiert Weininger das Gedicht "Geheimnisvolle Kräfte schlingen ..." in vollem Wortlaut. Ab der 2., mehrfach verbesserten Auflage steht an der Stelle des Gedichts die Literaturangabe "Emil Lucka, Sternennächte, Verlag Wigand, Leipzig 1903". Vermutlich ist während der Drucklegung Luckas *Sternennächte* erschienen. Leider ist es mir bislang nicht gelungen, das genaue Erscheinungsdatum festzustellen, denn daraus ließe sich eine interessante Schlußfolgerung über die Zeit der Korrekturen ziehen. Wenn *Sternennächte* erst nach dem Tod Weiningers erschienen wäre, müßte man folgern, daß Veränderungen von anderer Hand vorgenommen worden sind.

50 Vgl. Le Rider, a.a.O., S. 275. Ebenso müssen bei Le Rider die *Taschenbuch und Briefe an einen Freund* - Auflagen vervollständigt werden: 1920², 1921³, 1922⁴.

51 Abrahamsen, David: *The Mind and Death of a Genius*, New York 1946, S. 128 und Rodlauer, Hannelore: *Otto Weininger. Eros und Psyche. Studien und Briefe 1899 - 1902*, Wien 1990, S. 128.

52 Meine Dissertation wird eine chronologisch detaillierte Auflistung aller wichtigen Daten zu Leben und Werk Otto Weiningers enthalten (soll im April 1995 vorgelegt werden).

Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel.

Eigentum des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Anzeigenpreise des Umfchlages für Mitglieder:
Eine Viertel Seite 20 M., eine halbe Seite 38 M., eine
ganze Seite 72 M., die erste Seite (nur ungeteilt) 100 M.



Anzeigenpreise des Umfchlages für Nichtmitglieder:
Eine Viertel Seite 30 M., eine halbe Seite 58 M., eine
ganze Seite 112 M., die erste Seite (nur ungeteilt) 150 M.

Umfschlag zu Nr. 132.

Leipzig, Donnerstag den 11. Juni 1903.

70. Jahrgang.

In 14 Tagen erscheint:

Geschlecht und Charakter

Eine prinzipielle Untersuchung

von

Dr. Otto Weininger

Etwas 37 Druckbogen gr. 8°. Broschürt 8 M. = 9 K. 60 h.: geb. in Ganzleinen 9 M. 40 Pf. = 11 K. 20 h.

Inhalt:

I. (vorbereitender) Teil: Die sexuelle Mannigfaltigkeit.

1. „Männer“ und „Weiber“. — 2. Arrhenoplasma und Thelyplasma. — 3. Gesetze der sexuellen Anziehung. — 4. Homosexualität und Paederastie. — 5. Anwendung auf die Charakterologie. — 6. Die emanzipierten Frauen.

II. oder Hauptteil: Die sexuellen Typen.

1. Mann und Weib. — 2. Männliche und weibliche Sexualität. — 3. Männliches und weibliches Bewusstsein. — 4. Begabung und Genialität. — 5. Begabung und Gedächtnis. — 6. Gedächtnis, Logik, Ethik. — 7. Logik, Ethik und das Ich. — 8. Ich-Problem und Genialität. — 9. Männliche und weibliche Psychologie. — 10. Mutterschaft und Prostitution. — 11. Erotik und Aesthetik. — 12. Das Wesen des Weibes und sein Sinn im Universum. — 13. Das Judentum. — 14. Das Weib und die Menschheit.

„Geschlecht und Charakter“ ist ein Buch, dessen Titel bald im Munde eines jeden Gebildeten sein wird. Das Werk enthält die erste von einer höheren Warte eingehende wissenschaftliche Untersuchung des theoretischen Problems der Frau und des ethischen und kulturellen Problems der Frauenfrage, nicht etwa in einer Zusammenstellung der in der Literatur verstreuten Messungen und Experimente (wie die Arbeiten von Lombroso, Ebbinghaus, Havelock Ellis), sondern es errichtet von Grund auf einen neuen Bau mit eigenen Problemen und eigenen Lösungen.

Mit einer Klarstellung des Verhältnisses der Frau zum Kulturgedanken treten Erörterungen in organischen Zusammenhang, welche enge Beziehung zum Kulturproblem gewinnen: eine Theorie der Begabung wird entwickelt und das Wesen der Genialität zu ergründen gesucht; Fragen der Individual- und Rassenpsychologie, namentlich das psychologische Rätsel des Judentums, werden einer Lösung näher gebracht.

Das Buch bietet die vollständigste und am weitesten geführte psychologische Analyse der Weiblichkeit, welche je versucht worden ist. Da eine Betrachtung der Geschlechter nicht möglich ist ohne Rücksichtnahme auf ihre gegenseitige Relation, so findet die physiologische Sexual-Anziehung eingehende Betrachtung und wird zum erstmalig ein allgemeines Naturgesetz derselben mitgeteilt, welches dem sexuellen Geschmack jedes Menschen aus der Theorie in bestimmter Hinsicht festzustellen ermöglicht, wozu sich eine ungewöhnliche Erklärung auch der homosexuellen Erscheinungen ergibt. — Das Problem der Liebe wird einer philosophischen, vom Psychologischen zum Metaphysischen aufsteigenden Analyse unterworfen.

„Geschlecht und Charakter“ wird begeistertes Lob auf der einen, schärfsten Tadel, ja Entrüstung auf der anderen Seite hervorrufen. Aber Freunde und Gegner der in diesem eigenartigen Werke mit grosser wissenschaftlicher Scharfe und Polemik, in fließender Sprache und mit ausserordentlichem Reichtum an Gedanken niedergelegten Anschauungen und Folgerungen, werden das Buch kaufen, und so scheint mir auch sein buchhändlerischer Erfolg gesichert.

Umlassen Sie mich, selbst das eine oder andere Kapitel zu lesen und Sie werden mir zustimmen, dass ich Ihnen ein Werk von ganz hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung bringe, dem nicht bloss ein Augenblickserfolg, sondern dauerndes Interesse aller Gebildeten beschieden sein dürfte.

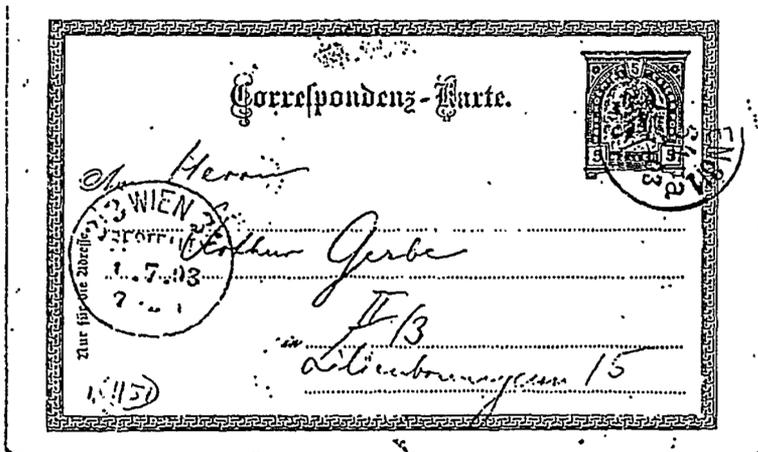
Ich versende ohne Ausnahme nur auf Verlangen und erbitte Ihre Bestellung umgehend.

Hochachtungsvoll

Wien, VIII. 4, 12. Mai 1903

Wilhelm Braumüller

k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.



Ich theile Dir mit, dass morgen Donnerstag
 Abends die letzte Zusammenkunft der
 Männer der Zukunft stattfindet (u. zwar, wie
 schon seit einiger Zeit, nicht mehr im Griensteidl,
 sondern im Café Museum, Ecke Operngasse-
 Friedrichstraße) weil der Lucka schon Samstag
 und Rapp. u. Friedl. ebenfalls bald danach verreisen.
 Willst Du mit mir und dem Rapp. hingehen?
 Du sagst mir morgen um 5 Uhr Deine Antwort;
 diese Mittheilung gilt nur der Nachwahlfrage.
 Ich selbst verreise am 15. Weininger.

Abb. 2.

Ich theile Dir mit, dass morgen Donnerstag Abends die letzte Zusammenkunft der Männer der Zukunft stattfindet (u. zwar, wie schon seit einiger Zeit, nicht mehr im Griensteidl, sondern im Café Museum, Ecke Operngasse-Friedrichstraße), weil der Lucka schon Samstag und Rapp. u. Friedl. ebenfalls bald danach verreisen. Willst Du mit mir und dem Rapp. hingehen? Du sagst mir morgen um 5 Uhr Deine Antwort; diese Mittheilung gilt nur der Nachwahlfrage. Ich selbst verreise am 15. Weininger.

(Rapp. = Moriz Rappaport; Friedl. = Oskar Friedländer) – Mit freundlicher Genehmigung des Leo Baeck Instituts, New York.

WILHELM BRAUMÜLLER, VERLAGSBUCHHANDLUNG, WIEN UND LEIPZIG
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

August Strindberg

widmet Otto Weininger in „Die Fackel“ No. 144 vom 17. Oktober folgenden Nachruf:

„Es ist doch seltsam, dass das Dasein eines Faktums Gegenstand für sogenannte Ansichten werden kann. So ist die Stellung des Weibes in der Entwicklungskette zwischen Kind und Mann gefeignet worden auf Grund von Ansichten. Dass das Kind ein unentwickelter Mensch ist, wird wohl unabhängig von Neigung und Geschmack sein, trotzdem es Wunderkinder gibt; ebenso unabhängig von Ansichten ist wohl das Faktum, dass das Weib ein rudimentärer Mann ist, trotzdem es Ausnahmen gibt.

Die einzige Tatsache, dass der Mann die ganze Kultur geschaffen hat, die geistige wie die materielle, zeigt in seine Stellung als der Überlegene, und diese Stellung kann ihm nur von Schwachsinnigen geraubt werden, die an Rosa Bonheurs mittelmässige Bilder, George Sands Emanzipationsromane und Bertha von Suttners Usurpierung der Friedenssache, die sie nicht entdeckt hat, appellieren.

Es ist doch seltsam, dass diese einfache Wahrheit entdeckt werden musste, obgleich sie immer bekannt gewesen ist. Es kommt einem vor, als ob das Aussprechen des Geheimnisses mit einer gewissen Gefahr verbunden gewesen wäre, als ob die Möglichkeit eines erotischen Verhältnisses auf dem Verschweigen des Geheimnisses begründet gewesen wäre. Damit ein Mann sich einem Weibe nähern darf, muss er es „anbeten“; dieses Anbeten fusst auf der irdischen Täuschung, die den erotischen oder den göttlichen Wahnsinn begleitet, von dem Sokrates so schön im Gastmahl spricht. Die Unterwerfung ist der Liebeslohn, den der Mann erlegt; er glaubt selbst, dass es gute Mäure ist, muss aber bald sehen, dass sie nicht eingelöst werden kann, und er steht wie ein leichtgläubiger Betrüger vor der betrogenen Göttin da.

Dieser Anbeterberuf soll dem abendländischen Manne eigentümlich sein, und existiert nicht im Morgenlande. Der Talmud spricht den Fluch über den Mann aus, der seinen Willen einem Weibe gibt, aber es ist just der männliche Weibe, will sagen die psychische Kraft, die das Weib vom Manne begehrt. Darum hat es den Anschein, als wolle das liebende Weib den Mann hinabziehen, ihn erniedrigen, vor allem ihn beherrschen, obwohl sie nur den Lebensfunken zu einem künftigen Nachkommen sucht. Die Liebe des Weibes soll nach der letzten Analyse 50% „Brust“ und 50% „Hass“ enthalten. Das klingt ja wunderlich, aber es ist so. Unabhängig von Neigung und Geschmack, Ansehen und dergleichen, findet man, wenn das Weib einen Mann liebt, so hasst sie ihn; hasst ihn, weil sie sich an ihn gebunden und sich ihm unterlegen fühlt. Es ist kein konstanter Strom in ihrer Liebe, sondern eine ewige Umpolarisierung und ein ewiger Stromwechsel, und darin zeigt sich das Negative, Passive in ihrem Wesen, im Gegensatz zu dem Positiven, Aktiven des Mannes.

Es war, in wenig Worten, dieses bekannte Geheimnis, das Otto Weininger auszusprechen wagte; es war diese Entdeckung des Wesens und der Natur des Weibes, die er in seinem männlichen Buche über „Geschlecht und Charakter“ mitteilte, und die ihm das Leben kostete.

Ich lasse einen Kranz auf sein Grab legen, weil ich sein Gedächtnis ehre als das eines tapferen männlichen Denkers.

August Strindberg.

Stockholm, den 12. Oktober 1903.“

Die * zweite Auflage * von „Weininger, Geschlecht und Charakter“ befindet sich unter der Presse, dürfte jedoch kaum vor Mitte November zur Ausgabe gelangen können.

Zurzeit kann ich die eingehenden Bestellungen nur mit den sehr spärlich eintreffenden Remittenden-Exemplaren wiedeligen

Wien, 29. Oktober 1903.

Wilhelm Braumüller.

Zur Rezeption Trakls und des frühen "Brenner" in der zeitgenössischen Tiroler Presse

von
Eberhard Sauermaun (Innsbruck)

"Der Brenner" wurde seit seinem Erscheinen im Jahre 1910 von der Tiroler Presse weitgehend ignoriert. Begonnen hat dies damit, daß ihm im "Allgemeinen Tiroler Anzeiger" vom 6.7.1910 ein gewisser K.O. einen Mangel an "tirolischer Kernigkeit" vorwarf.¹ Seither – Reste solcher Kernigkeit schwanden von Jahrgang zu Jahrgang – wurde er totgeschwiegen oder verulkt. (Eine Ausnahme bilden die Besprechungen der literarischen Abende, die der "Brenner" veranstaltete.) Sichtet man die – großteils in Innsbruck erscheinenden – potentiellen Besprechungsorgane der Jahre 1912 bis 1915 (Allgemeiner Tiroler Anzeiger, Innsbrucker Nachrichten, Volkszeitung, Bozner Zeitung, Meraner Zeitung, Innsbrucker illustr. Neueste Nachrichten bzw. Innsbrucker Neueste, Neue Tiroler Stimmen, Bote für Tirol und Vorarlberg, Tiroler Wastl, Der Weckruf, sowie die diversen Faschingsblätter),² so bietet sich einem folgendes Bild: Abgesehen von den (wenigen) Anzeigen neuerschienener "Brenner"-Hefte, den Ankündigungen der bevorstehenden literarischen Abende des "Brenner"³ und der Thematisierung der Rezeption eines literarischen Abends im "Brenner" selbst,⁴ die allesamt von Ludwig v. Ficker stammen oder durch ihn veranlaßt wurden, und abgesehen von solchen Be-

- 1 Vgl. Sieglinde Klettenhammer: "Der Scirocco ist kein Tiroler Kind und was uns im 'Brenner' vorge-setzt, ist alles eher als Tiroler Art". Die Zeitschrift "Der Brenner" 1910-1915. In: Expressionismus in Österreich. Die Literatur und die Künste. Hg. v. Klaus Amann u. Armin A. Wallas. Wien u.a. 1994, S.287-308.
- 2 Die meisten dieser Publikationsorgane wurden von Herbst 1912 bis Ende 1914 vollständig durchsucht, manche nur zu den Terminen der literarischen Abende des "Brenner" oder stichprobenartig über einige Monate hinweg.
- 3 Bisher unbekannt ist eine Ankündigung des 4. literarischen Abends (Lesung von Robert Michel und Georg Trakl vom 10.12.1913), die unter dem Titel "Autoren-Abend" im "Weckruf" 3, 1913, Nr.23, 1.12., S.12 erschienen ist:
Am Mittwoch, den 10. Dezember, veranstaltet die Halbmonatsschrift "Der Brenner" ihren ersten literarischen Abend in dieser Saison, an dem Robert Michel, der ausgezeichnete Erzähler über Land und Leute aus Bosnien und Herzegowina und Georg Trakl, der durch den "Brenner" rasch bekannt gewordene Lyriker, aus eigenen Werken vorlesen werden. Da beide Vortragende längere Zeit in Innsbruck lebten – Hauptmann Michel durch sieben Jahre als Lehrer an der Kadettenschule und Trakl als Medikamenten-Akzessist am hiesigen Garnisonsspital, – so dürfte diese Veranstaltung, die im Musikvereinsaal stattfindet, eine besondere Anziehungskraft ausüben. – Kartenvorverkauf in der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung.
- 4 Die Besprechung des 4. literarischen Abends (Der Brenner 4, 1913/14, H.7, 1.1.1914) bietet Auszüge aus den Besprechungen im "Allgemeinen Tiroler Anzeiger" vom 13.12.1913 und in den "Innsbrucker illustr. Neuesten Nachrichten" vom 14.12.1913 sowie Eigenes von Ludwig v. Ficker (vgl. Georg Trakl: Dichtungen und Briefe. Hist.-krit. Ausgabe. Hg. v. Walther Killy u. Hans Szklenar. Salzburg 2 1987 [abg. HKA], Bd.2, S.721).

sprechungen jener literarischen Abende, die nur den Vortragenden betreffen,⁵ handelt es sich – gemessen an dem anderen Publikationen bzw. literarischen Veranstaltungen gewidmeten Raum – um vereinzelte und meist kurze Besprechungen von "Brenner"-Heften, Werken von "Brenner"-Mitarbeitern oder literarischen Abenden des "Brenner". Einige Besprechungen betreffen auch bzw. ausschließlich Georg Trakl.⁶ Darüber hinaus findet sich ein (!) Nachruf auf Trakl. Fast alle Parodien, deren Niveau kennzeichnend ist für das Lager der Trakl-Gegner, beziehen sich auf Trakl.

Besprechung des 1. literarischen Abends (Lesung von Karl Kraus vom 4.1.1912). In: Innsbrucker Nachrichten, 5.1.1912, K.Sch. (= Karl Schoßleitner): ein verdienstliches Unternehmen des "Brenner".

Besprechung des 1. literarischen Abends. In: Tiroler Wastl. Eine Brandfackel zur Beleuchtung der finsternen Kehrseite Roms und des völkerversklavenden Jesuitismus, 7.1.1912 (verm. Rudolf Christoph Jenny): das lebhafteste Interesse der Innsbrucker sei das beste Zeichen dafür, daß der "Brenner" sich beim intelligenteren Teil der Bevölkerung Innsbrucks und der Nachbarorte eine starke Beachtung errungen habe; trotz seiner Abneigung, den Lesern hinsichtlich seiner Anschauungen irgendwelche Zugeständnisse zu machen, habe der "Brenner" nicht nur Beachtung, sondern auch Verständnis oder wenigstens guten Willen dafür gefunden, was der laute Beifall der Zuhörer bewiesen habe.

Besprechung des 1. literarischen Abends. In: Der Weckruf. Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft, Kunst und Literatur 2, 1912, Nr.2, 14.1., S.12, -ay-: "Vergangenen Donnerstag veranstaltete 'Der Brenner' eine der künstlerisch hervorragendsten Zeitschriften Österreichs, einen Karl Kraus-Abend." Schließlich: "Wir wünschen mit dem Publikum, daß die literarischen Abende zu einer ständigen Einrichtung der Kunstzeitschrift 'Der Brenner' werden."

Besprechung des 2. literarischen Abends (Lesung von Theodor Däubler vom 22.11.1912). In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 23.11.1912, -rer (= Josef Anton Steurer): für dieses Ereignis sei man den Veranstaltern zu Dank verpflichtet.

Besprechung des 2. literarischen Abends. In: Innsbrucker Nachrichten, 26.11.1912, N.F.: diesen literarischen Abend verdanke man dem "Brenner".

Besprechung des "Brenner"-Hefts 5 des 3. Jahrgangs (vom 1.12.1912). In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 21.12.1912, Michael G. Lap:

5 Besprechung des 2. literarischen Abends: Volkszeitung, 23.11.1912; Der Weckruf 2, 1912, Nr.36, 1.12., S.12f., Willi Kriechbaum.

Besprechung des 3. literarischen Abends: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 17.1.1913, -rer (= Josef Anton Steurer); Volkszeitung, 18.1.1913, -y; Der Weckruf 3, 1913, Nr.3, 1.2., S.12f., -i.

Besprechung des 4. literarischen Abends: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 13.12.1913 (Josef Anton Steurer) (vgl. HKA II 718ff. bzw. Eberhard Sauermann: Trakls Lesung in Innsbruck im Jahre 1913. In: Sprachkunst 18, 1987, 2.Hbbd., S.181-207, hier S.192).

Besprechung des 5. literarischen Abends (Lesung von Karl Kraus am 14.1.1914): Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 15.1.1914, Josef Ant. Steurer; Innsbrucker illustr. Neueste Nachrichten 2, 1914, Nr.5, 18.1., S.2, Nemesius (= Karl Emerich Hirt).

6 Vgl. Eberhard Sauermann: Frühe Besprechungen von Gedichten Trakls aufgefunden. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 11, 1992, S.101-104.

L. E. Tesar: "Gesellschaftliche Mönche." (Ein für die Allgemeinheit wertloses Phantasiestück in Callots Manier.) – Carl Dallago: "Gedichte." (Erotisch, aber vernünftiger als sonstige Produkte des Verfassers.) – Hugo Neugebauer: "Zur Würdigung Theodor Däublers." (Der Artikel sucht die Meisterung der Ursprache und das[!] Chaos durch ein Urwesen menschlich nahe zu bringen.) – Desider Koßtolany[!]: "Im Herbst". (Eine Lausbubengeschichte in allen ihren Konsequenzen.) – Georg Trakl: "Gedichte."⁷ (Impressionismus extremster Sorte, an futuristischen Unsinn grenzend, an dem sich Trakl wohl selbst am meisten berauscht; denn es heißt ein Vers bezeichnenderweise: 'Herrlich: betrunken zu taumeln in dämmernen[!] Wald.') – Otto Zoff: "Hymnus". (Groteske in Anordnung der Bilder, ohne feinen, rhythmischen Fluß.) – Robert Zellermayer: "Die Schildkröte." (Ein Seelenproblem an einem brutalen Beispiel behandelt.) – Carl Dallago: "Kleine Sämereien." (Um diese Aphorismen ganz zu verstehen, muß man Dallagos Menschentum studieren, was den wenigsten ein Vergnügen sein dürfte.) – Bruno Frank, Carl Dallago, Ludwig v. Ficker: "Nochmals 'Politik'." (Ein Für und Wider persönlicher Anschauungen über einen Artikel Dallagos 'Politik'.)

Parodie auf Trakls Lyrik. Anonyme Zusendung an Ludwig v. Ficker (aufgrund der Anklänge an den "Psalm" verm. von Ende 1912; Brenner-Archiv, Ficker-Nachlaß, 61/59-1). (Dieser Text wird hier berücksichtigt, weil er in einer – verschollenen – Nummer einer Tiroler Fachsingszeitung erschienen sein könnte.)

Gratisbeitrag für den "Brenner".

Ballade vom niesenden Windhund.

von Traugott Dackl.

Die Lerche wirft sich trillernd in das lichte Blau,
und legt Erotentum in ihre Lieder.
Der Gerichtsvollzieher, vielleicht ein Wissender, betrachtet sie mit Inbrunst.

Die Dirne am Waschfaß weiß nichts davon.
Die gelbe Nähterin putzt ihre Nase ---
Es ist der Bauer, der das viel einfacher macht.
Oder auch gar nicht!
Was ??? !!!! ----- Ich Trunkenbold in so viel Schönheit ---

Gewaltig braust die Orgel durch die Kirchenwölbung,
und zeigt uns, wie klein, wie klein,
wie klein der Mensch sei ---
Am Nordpol friert der Pinguin.
Lasciate ogni speranza - er friert! Und Käte schwitzt.
wenn's Sommer ist. Die Katze scharrt mit ihren
Vorderläufen den Sand zuhauf.
Ein höchst verdächtig Treiben. Gras wächst darauf!
Wir Menschen habens nicht so leicht. Der
kleine Bub stapft mit verhängter Hose
Der blauen Haustür zu -----
In Grenzen von zehn Metern meidet ihn ein jeder -----
Warum ??? !!!! ----- Du Lausbub -----

7 Ein Frühlingsabend im Herbst; Zu abend mein Herz.

Besprechung des 2. literarischen Abends. In: Der gefürchtete Grafschafter für Tirol und die Katz' 3, 1913, Nr.3, 14.1., S.6: "Einen ganz auserlesenen Genuß bereitete gestern die 'Brenner'-Gemeinde der literarischen Welt Innsbrucks." Sonst ist noch von einem "Komitee" die Rede, offenbar der veranstaltenden "Brenner"-Gemeinde, das aber ebenso unter der Lesung Däublers gelitten habe wie die anderen Zuhörer; dieses Komitee habe sogar in die Klinik überführt werden müssen: "Wie wir hören, soll eine vollständige Herstellung ausgeschlossen sein und ein geistiger Defekt bestimmt zurückbleiben."

Parodie auf Trakls "Die junge Magd" (Der Brenner, 1.1.1913). In: Der neue Bonifatius. Illustrierte Prachtausgabe⁸ 1, 1913, Nr.1, 15.1. (2.Aufl. nach der Konfiszierung), S.3f.:⁹

Die alte Magd.

Frei nach Georg Drakl von Schorsch Dackl.

I.

Bei den Wasserleitungsröhren
Sitzet sie, verzaubert fast;
Mit den Wasserleitungsröhren
In der Hand des Wassers Kraft.

Und die Spatzen um die Häuser
Zirpen still und dann auch laut,
Gucken manchmal in die Häuser,
Sehen Sie, so lieblich, traut!

Oben trällern Spatzen lustig,
Sie kaut sinnend Nägel klar,
Unten singen Mäuse lustig,
Traurig kommts erst jetzt, fürwahr!



⁸ Faschingszeitung des "Weckruf".

⁹ Fehlt in der "Neuen Trakl-Bibliographie" Walter Ritzers (Salzburg 1983).

II.

Sieh! Ein muntre Schornsteinfeger
Kommt, wie monatlich es Brauch,
Liebend naht der Schornsteinfeger
Russig er, wird sies bald auch.

Doch was nützt da aller Jammer,
Herbstwind weht so sanft und still,
Und zu ihrem großen Jammer
Kommt die Reu – weil sies so will.

Wenn dann rotgrün Nächte dunkeln
In dem Bett, so still, allein,
Singt sie, nur die Nächte dunkeln,
Mondlicht guckt beim Fenster rein.

III.

Und der Liebe Wahn betört sie,
Nur im Hemd steht sie jetzt da;
Selbst der Kater, der betört sie,
Nur der Hund bellt tralala.

Wenn dann schon die Sterne bleichen,
Sinkt sie in des Bettes Pfuhl,
Schläft erst sanft, wenn Sterne bleichen,
Sonnenstrahl fällt auf den Stuhl.

Traurig tönt der Frösche Quaken,
Bitter kalt im Sommer ist's,
Nur in Laken Frösche quaken,
Hähne krähen, Sonntag ist's.

IV.

Willst noch mehr du von dem Jammer,
Tiefbetrübt Mädchen, klagen?
Spar den Kummer, spar den Jammer!
Viel zu hoch bist du bei Tagen.

Und ins Grab fällt sie, ins tiefe,
Bitterweh zerfällt ihr Stolz;
Nimmer kommt sie aus der Tiefe,
Wie vom Aas riecht faul das Holz.

Traumhaft tönt der Fliegen Summen
Ferne in den Weltenraum;
Fast glaub ich, der Fliegen Summen
Weckt die holde Schläfrin kaum.

Besprechung des 3. literarischen Abends (Lesung von Karl Kraus vom 16.1.1913). In: Innsbrucker Nachrichten, 17.1.1913, Narciß Lechner: dem Brenner-Verlag könne man für den Genuß dieses Abends nur danken.

Besprechung von "Salzburg. Ein literarisches Sammelwerk" (Salzburg 1913). In: Innsbrucker Nachrichten, 18.1.1913, K.Sch. (= Karl Schoßleitner):¹⁰

So nennt sich ein von den jungen Mitgliedern der Literatur- und Kunstgesellschaft "Pan" auf den Weihnachtstisch gelegtes Buch, das im Verlage E. Richter, Salzburg, erschienen ist. Das entsprechende Titelbild von G ü r t l e r zeigt den am Kapuzinerberge sitzenden Pan, der von dem Orte, an dem Mozart an der Zauberflöte schrieb, die Weisen Jung-Salzburgs in die Lande flötet. Doch hat sich die stürmende und drängende Dichtergemeinde auch vielerfahrene Herren zu Gäste geladen. Hermann B a h r gibt mit einer freundlichen "Erinnerung" an sein liebes Salzburg das Geleite. Heinrich v o n S c h u l l e r n , der mit glücklicher Feder meist soziale und psychologische Fragen in seinen Büchern behandelt, gab mit seiner dramatischen Skizze "Reservat" eine musterhafte Darstellung eines Geschehens in zwingender Knappheit. Im "Fest des Vulkanus" läßt Franz S c h e r e r auf dem Boden des römischen Juvavums ein Zeitstück vom beginnenden Niedergange Roms erstehen. In anderen Kreisen bewegen sich F r i e d r i c h F ü r s t W r e d e mit der Studie "Greisentrauer" und K a r l S c h o ß l e i t n e r , der sich mit seiner Novelle "Der König liebt sein Töchterlein" an stärkere Nerven wendet. Zu den Modernen gehört auch R o m a n A l b e r t M e l l mit der Grotteske "Eine Premiere". Wärme bringt wieder E. B u s c h b e c k mit einem Akt "Herbststation", Goethes Versuch bei Friederike Brion in sonniger Ruhe schildernd. Zwischen diese Stücke eingestreut findet sich stimmungsvolle und übervolle L y r i k , das uralte Thema " L i e b u n d L i e b e s s c h m e r z " stets neu besingend, wie "Ewig nah", "Die erste Blume", "Laß die Rosen", "Frühlingssehnen", "Im Sonnenschein", "In einem alten Garten" u. v. a. So fügten sich die verschiedenen empfindsamen Prägungen der A i g n e r - S i e g h a r t , C z a s t k a , E l b e r t M i a K n a u e r , H a n g e l T r u d e , H i l d e T r e u u. v. a. in diesem Buche, wie T r a k l s poetische Mosaiken zu einem kontrastreichen Bilde zusammen, zu dem das Dreigestirn Egon Wertheimer, August Brunetti-Pisano und Bruno Sturm einen prächtigen Schlußstein bildet. B r u n o S t u r m ist mit dem Prolog zum Schauspiel "Treibeis" vertreten, zu dem in der leider zu klein gedruckten musikalischen Beilage A u g u s t B r u n e t t i - P i s a n o ein Tonbild geschaffen, das uns ermöglicht, den um seine Anerkennung schwer ringenden Dichter-Komponisten gefühlsmäßig zu erfassen und E g o n W e r t h e i m e r s Abhandlung "Von August Brunetti-Pisano, dem Künstler und Menschen" richtiger zu bewerten.

Besprechung des "Brenner"-Hefts 6 des 3. Jahrgangs (vom 15.12.1912). In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 24.1.1913, Michael G. Lap:¹¹

Ulrik Brendel: Paul Scheerbart (Brendel analysiert in seinem Aufsatz das Wesen eines wenig bekannten Schriftstellers, der seinen kosmischen Anschauungen nach mehr Interesse verdiente, als er wirklich gefunden.) Georg Trakl: De profundis (Trakl ist in seinem Gedicht die Verbindung seiner Phantasie mit der Natur nicht gelungen. Seine Vergleiche und Mittel, Situation und Stimmung auszudrücken, kann man nicht mehr natürlich nennen). Richard Weiß: Zwei Gedichte (Bei der Lektüre der beiden Gedichte "Stein" und "Der gelbe Stein" bin ich – ich muß meine Unfähigkeit eingestehen – fortwährend an den Wort- und Gedankeneubildungen hängen

10 Fehlt bei Ritzer. – Schoßleitner war ein Salzburger Bekannter Trakls und bis zu dessen Eintritt in den "Brenner"-Kreis selbst "Brenner"-Mitarbeiter.

11 Fehlt bei Ritzer.

geblieben, so daß mir schließlich auch die gesunden Ausdrücke als Brücke für die Phantasie nicht mehr weiterhalfen). Bernhard Jül: Die Karfreitagpredigt. (Die eigenartige Auffassung der Gottheit Christi legt die Annahme eines Irrtums von seiten Jüls nahe. Für protestantische Prediger wäre ja Ähnliches belegt, warum nicht beim "Milieu" bleiben?) Fritz Lampl: Herbstidylle. (Gedankentiefe und feiner Stimmungsausdruck verbinden sich zu einem Poem, dem nichts fehlt, als der Realismus.) Hermann Wagner: Haddy[!]. (In diesem Romanausschnitt ist alles offiziell und althergebracht: die Dirnenhaftigkeit Haddys, die gegenseitige Verführung, der Polizist, die spießbürgerliche Gesellschaft mit ihrer satten Dummheit, der Chef des aufgeklärten Helden, dessen Rache, alles, alles wirkt so selbstverständlich, wohl auch die Aufnahme in den "Brenner"?) Edgar Zinsel: Mozart und die Zeit. (Zur eingangs geschilderten Menagerie wollen wir zugunsten des Autors annehmen, daß Anwesende und Leser ausgenommen sind. Im übrigen sollte man die "didaktische Phantasie" Karl Kraus zur Übersetzung ins Deutsche übergeben.) Karl[!] Dallago: Kleine Sämereien. (Karl Dallagos fortwährende Auffälle[!] gegen den Journalismus zeichnen sich schon deshalb durch **O b e r f l ä c h l i c h k e i t** aus, daß sie stets wiederkehren, ohne im tiefen Sinne Varianten zu zeigen. Dallago wirft nun dem Journalismus seinerseits **O b e r f l ä c h l i c h k e i t** vor, kann er vielleicht Auskunft geben, wo der Journalismus ein Ende hat?) Ludwig v. Ficker würdigt Franz Kranewitter.

Besprechung des "Brenner"-Hefts 10 des 3. Jahrgangs (vom 15.2.1913). In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 1.3.1913, Michael G. Lap:

L. E. Tesar: "Gut und Böse" (Zwei Freunde führen ein Gespräch über das Problem des Zweifels und der Erkenntnis, ohne natürlich zu einem positiven Ziel zu kommen, da ihnen, wie allen Dogmenlosen, eine feste Grundlage fehlt, auf der sie aufbauen könnten). Georg Trakl: Zwei Gedichte¹² (Indisputabel). Peter Fellner: "Knabe im Sommer." Karl Linke: "Der Taube" (Eine ausgezeichnete Skizze, die in ihrer Stimmung sehr gut beobachtet ist, aber im wirklichen Leben wohl nicht gut möglich ist. Die reine Stimmung, die Seelenzustand dieses Tauben sind aber an und für sich schon interessant). J. G. Oberkofler: Biblische Gedichte (Vier Sonette, moderne Auffassung mit mystischen[!] Beischlag). Karl[!] Dallago: "Meine Einsamkeit redet" (Die einleitenden und beschließenden Naturbeschreibungen sind mit höchst einfachen Mitteln gearbeitet, nichtsdestoweniger ist die Wirkung eine anschaulich plastische. Die dazwischen liegenden Fragmente sind noch nicht von der individualistischen Unverständlichkeit angekränkt, unter der neuere und neueste Sachen Dallagos vielfach leiden. Das Ganze ist "Geläute der Landschaft" (1906) entnommen.). Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit. I. (Heinrich schreibt an den Herausgeber einen Brief, in dem er über Tempo, Zeit und Handlungslosigkeit, dann über Furcht vor dem Tode und den Wert des Lebens handelt. Über die Bekenntnisse ist nicht viel zu sagen. Aber eines sei konstatiert, daß nämlich K. B. Heinrich als Anhänger Karl Kraus' nicht einmal das vermeidet, worüber sich dieser in seiner Innsbrucker Vorlesung unter anderem lustig gemacht hat. Er liefert nämlich in diesem Briefe einen Satz von siebenzig und einer halben Zeile. Der Satz ist zwar sehr schön gebaut, aber – was zu viel ist, ist zu viel.). Karikaturfolge 58: Max v. Esterle: Ludwig v. Hörmann (der bekannte alte Herr ist gut, sehr gut sogar getroffen, von einer Karrikatur[!] ist jedoch nichts zu entdecken).

Besprechung des 5. "Brenner"-Bands (Okt. 1912 - Febr. 1913). In: Innsbrucker Nachrichten, 15.3.1913:

Mit dem soeben erschienenen Hefte (Nr. 11, 3. Jahrg.) beschließt diese von Ludwig v. Ficker in Innsbruck herausgegebene Halbmonatsschrift ihren 5. Band (Oktober 1912 bis März 1913). Ein

12 Nähe des Todes; Abendlied.

Blick in das reiche Inhaltsverzeichnis dieses Bandes und der vorangegangenen lehrt ohneweiters, daß diese Zeitschrift sich im tirolischen Schrifttum längst einen hervorragenden Platz errungen hat und ihn auch zu behaupten weiß. Um die hohe Warte, von der aus "Der Brenner" die literarischen, künstlerischen und kulturellen Bestrebungen unserer Zeit und unseres Landes betrachtet und unterstützt, hat sich bereits eine beträchtliche Gemeinde gesinnungsverwandter Geister geschart, so daß die Zeitschrift ihren von Anfang an eingeschlagenen und mit strenger Konsequenz verfolgten Weg, dessen Richtung zuerst manchem Widerspruch und mancher falschen Deutung begegnete, mit immer größerer Sicherheit fortsetzen kann. [Es folgt das Inhaltsverzeichnis von Heft 11.]

Besprechung neuer Salzburger Literatur (u.a. von "Salzburg. Ein literarisches Sammelwerk"). In: Der Weckruf 3, 1913, Nr.11, 1.6., S.10-12, Frz. (= Franz) Hlawna:¹³

[...]

Die Jüngsten der Jungen in Salzburg haben sich in der Kunst- und Literaturgesellschaft "P a n" zu ersprießlichem Wirken zusammengefunden. Die Gesellschaft hat zur Jahreswende ein literarisches Sammelwerk ("Salzburg", ein literarisches Sammelwerk, Salzburg 1913, Verlag von Eugen Richters Nachf., M. Morawitz) mit der Überschrift "S a l z b u r g" erscheinen lassen, ein Unternehmen, das rein literarhistorisch betrachtet, Beifall und Teilnahme finden muß. Hier ist zum erstenmale der Versuch unternommen worden, die salzburgischen Poeten der Jetztzeit in geschmackvoller Auslese einem größeren Leserkreis vor Augen zu führen. Der Literaturbeflissene wird angenehm überrascht sein, denn er bekommt Einblick in einen üppigen Dichtergarten, der übervoll ist an schönen Blumen und oft von Blumen ganz seltener Art. Es dringt ein reiner Duft aus diesem Buche, über dem Anmut, Jugend und Keuschheit gebreitet ist. Junge Sänger enthüllen ihre bebenden Dichterherzen und sind einer liebevollen Aufnahme gewärtig.

H e r m a n n B a h r, seit aller[!] Anfang ein Schutzgeist der Jugend, hat dem Buche ein erinnerungsfrohes Geleit gegeben und damit angedeutet, daß die Jung-Salzbürger unter seinem Patronat stehen. Einem aus der Schar der Jünger hat Bahr, der ewig Junge, besonders herzlich die Hand gedrückt und ihn eingeführt in die literarische Welt. Es ist G e o r g T r a k l, von dessen lyrischem Schaffen eine Probe hier stehen soll:

I n e i n e m a l t e n G a r t e n .

Resedaduft entschwebt im braunen Grün,
Geflimmer schauert auf dem[!] schönen Weiher,
Die Weiden stehn gehüllt in weiße Schleier,
Darinnen Falter irre Kreise ziehn.

Verlassen sonnt sich die Terrasse dort,
Goldfische glitzern tief im Wasserspiegel,
Bisweilen schwimmen Wolken über'n Hügel,
Und langsam gehn die Fremden wieder fort.

Die Lauben scheinen hell, da junge Frau'n
Am frühen Morgen hier vorbeigegangen,
Ihr Lachen blieb an kleinen Blättern hangen,
In goldenen Dünsten tanzt ein trunkener Faun.

13 Fehlt bei Ritter. – Dies folgt im wesentlichen der Erstveröffentlichung (Feuerwehr- und Veteranenzeitung [Salzburg] 13, 1913, Nr.5 vom 1.2. und Nr.6 vom 8.2.; vgl. den Wiederabdruck in den "Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv" 11, 1992, S.102-104).

Mit ebenso starkem Nachdruck ist die hoffnungsvolle Lyrik einer Mia Elbert, Hilde Treu, eines A. M. Czastka, Konrad Rausch usw. zu nennen. Als Meister des Aphorismus stellen sich uns Irma v. Troll-Borostyani und Karl Hauer vor.

Von Erzählern bringt das literarische Sammelwerk Beiträge von Fürst Friedrich Wrede, Karl Schoßleitner, Roman Albert Mell und Franz Scherer. Scherer ("Meister Heinrich", "Theologe", Verlag Huber, Salzburg; "Minnedank", Verlag Hübner, Prien a. Chiemsee) nimmt neben Karl Schoßleitner, von dessen literarischer Tätigkeit die Leser des "Weckruf", der ihn zu seinen geschätzten Mitarbeitern zählen darf, schon des öfteren gehört haben und dessen Ruf als Rezitator heute wohl schon fest begründet ist,¹⁴ – unsere Teilnahme am meisten gefangen. In der Blüte der Mannesjahre stehend, hat er schwer nach künstlerischer Geltung ringen müssen, hat er reichlich durchgekostet die Leiden, die bitteren Leiden des Schaffenden – und wenig Freuden erlebt. Materielle Erfolge sind seinem Wirken nicht gegönnt gewesen, trotzdem sein "Meister Heinrich", eine Mär aus der Zeit der Bauernkriege in Salzburg und Gastein, den Beifall selbst Großer im Reiche des deutschen Schrifttums gefunden hat. Felix Dahn z. B. hat geschrieben: "Das Buch des Herrn Wolfram (Pseudonym für Scherer) hat mir sehr wohlgefallen." Scherer hat sich von bitteren Erlebnissen in seinem Dichten und Schaffen nicht abhalten lassen, weiter zu arbeiten am Werke, das er als seines Daseins Sinn und Zweckmäßigkeit richtig erkannt hat. Auf "Meister Heinrich" ist ein Schauspiel gefolgt, "Der Theologe", und nunmehr hat er der deutschen Lesewelt einen großen deutschen Roman aus dem 11. Jahrhundert "Minnedank" vorgelegt, der zugeeignet ist der deutschen Frau. Ein historischer Roman, mit den Augen der Gegenwart gesehen und für die Gegenwart geschrieben. Der Held des Romanes, Wolfram Veringer, der Königsbote Heinrich(!) des IV., kämpft gegen eine ganze Welt voll Feinden, um als Sieger, wenn auch als Sieger, dem man die kühnen Hoffnungsschwingen beträchtlich gestutzt hat, heimzukehren ins ewige Vaterland. Ein umfangreiches Kapitel im literarischen Sammelwerke "Salzburg" widmet Egon Wertheimer dem Künstler und Menschen August Brunetti-Pisano. Dieses Tondichters gewaltiges Schaffen wird heute nur von wenig(!) Getreuen anerkannt und nach Gebühr gewürdigt. Des Künstlers abgeschlossenes, zurückgezogenes Leben in der Landstadt mag an diesem Geschehe Mitschuld haben. Den größten Teil der Schuld, einem Edelmenschen und einem höchste künstlerische Werte schaffenden Manne den endgültigen Sieg seiner Kunst vorzuenthalten, muß aber ganz entschieden den Zeitmenschen in die Schuhe geschoben werden, die nicht Lust und Liebe genug besitzen, einem seiner besten Talente die Wege zu ebnen. Wir sind daher Egon Wertheimer dankbar, daß er es unternommen hat, musikalisch und dichterisch zergliedernd das Heldenwerk dieses Meisters der Töne vor uns erstehen zu lassen. Gleiche Gefühle bringen wir dem Verfasser des Kampfrufes "August Brunetti-Pisano", Bruno Sturm (Bruno Sturm: "August Brunetti-Pisano", ein Kampfruf, Verlag Karl Konegen-Wien) entgegen, der dem Gesetz reiner Menschlichkeit folgend, in seinem jugendfrohen Buche für den Dichterkomponisten und sein Werk freie Bahn fordert.

Für August Brunetti-Pisano gilt so recht, was ich eingangs sagte, daß er, wie das salzburgische Kunstschaffen überhaupt, im alles überragenden Schatten des göttlichen Mozart steht. Freilich-grath's Wort kommt mir, so oft ich an Brunetti denke, in den Sinn: "Einsam durch die Mitwelt geht mit flammender Stirne der Poet".

14 Diese Passage über Karl Schoßleitner dürfte aus der Feder des "Weckruf"-Mitarbeiters Karl Schoßleitner stammen, genauso wie das Auslassen einer längeren Passage mit anerkennenden Worten über Trakl (vgl. "Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv" 11, 1992, S.102f.) wohl auf ihn zurückzuführen ist.

Besprechung des "Brenner"-Hefts 1 des 4. Jahrgangs (vom 1.10.1913). In: Der Weckruf 3, 1913, Nr.19, 15.10., S.16:¹⁵

"Der Brenner", Halbmonatsschrift, herausgegeben von L. v. Ficker, eröffnete mit 1. Oktober den vierten Jahrgang seines Erscheinens. Im neuesten Heft sind wieder die bewährten Mitarbeiter, der Südtiroler C. Dallago, der Salzburger Dichter G. Trakl, dessen Gedichtbuch kürzlich bei Kurt Wolff (Leipzig) aufgelegt wurde, ferner Th. Däubler, den Innsbruckern von seiner bedeutenden Vorlesung im vorigen Winter bekannt, der Wiener Architekt A. Loos u. a. vertreten. [...]

Besprechung des 4. literarischen Abends (Lesung von Robert Michel und Georg Trakl vom 10.12.1913). In: Innsbrucker illustr. Neueste Nachrichten 1, 1913, Nr.12, 14.12., S.5: "Der Abend war ein literarisches Ereignis für Innsbruck, für welches Kenner den Veranstaltern vollen Dank wissen werden."¹⁶

Parodie auf "Brenner"-Lyrik. In: Faschings-Bomben. Königlich-albanischer Hof- und Staatsanzeiger (Elbassan [= Innsbruck]) 25, 1914, Nr.25, 24.1., S.4:¹⁷

Moderne Dichtung

von Ha! Brrr!

Beim Frührotschein der Mitternacht
Im Bett die tote Muhme wacht,
Sie denkt mit starrem, feurigem Blick
An die schaurigen, kommenden Jahre zurück.

Und über den holprigen Wasserweg
Legt sich ihr Finger als schwindelnder Steg;
Ein brillender Hecht mit magerer Hand,
Der streut ihr ins Auge den lieblichen Sand.

Und wie durch die Lüfte so sausen die Zwei,
Da war's mit dem Glücke der Toten vorbei;
Sanft lächelnd, wie Krebse am Baches Rand,
Schaut sie auf den Schädel hin unverwandt.

Bewegungslos tanzt sie in jubelndem Schmerz
Und drückt sich vor Freude den Nordpol ans Herz;
Und als sie das las, was gedichtet hier steht,
Da hat sich vor Gram ihr Gehirn umgedreht.

Wir entnehmen diese mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnete Dichtung einer zukünftigen Nummer des "Brenner".

15 Fehlt bei Ritzer.

16 Vgl. HKA II 720f.

17 Fehlt bei Ritzer.

Ich hab's.

Lange zermarterte ich mein Gehirn mit der Frage, warum denn der "Brenner"-Haus- und Hofdichter Frakl alles blau sieht; "die bläulichen Gefilde", "die blaue Geburt", "der blaue Morgen" usw. – Ganz einfach: er trägt blaue Augengläser. Beim "Anstreicher"-Kritiker Lap ist das anders, der trägt schwarze und sieht daher immer schwarz.



A n d e r e V o r s c h l ä g e : zur Hebung der Tiroler Rindviehzucht könnte man den Ochsen grüne Augengläser aufsetzen und sie mit Stroh füttern. Oder zur Hebung der Antialkoholbewegung könnte man unseren Studenten braune Gläser a u f setzen und ihnen Wasser zum Saufen v o r setzen anstatt Bier.

(Wir werden diese Vorschläge ernstlich in Erwägung ziehen und hoffen damit ganz im Sinne des "Bonifatius" zu handeln. Die Schriftleitung, die sich sogleich rosa Vervielfältigungsgläser angeschafft hat.)

Parodie auf "Brenner"-Lyrik. In: Innsbrucker Beißzangl. Organ für höchst zeitgemäßes Zwicken und Beißen 26, 1914, Nr.26, 21.2., (S.4):

Wir bringen hier das Gedicht, das im Preisausschreiben des "Brenner" mit dem 1. Preis gekrönt worden ist.

Kain.

Der schneeschwere Stern in seinem Bauch
Schleift bergesschwang're Sonate.

O!

Das Weltenall zerplatzt in düster'n Toren,
Die Hündin säugt in blutigrotem Ahnen.

¹⁸ Obwohl Trakl keine der 'zitierten' Wendungen ("die bläulichen Gefilde", "die blaue Geburt", "der blaue Morgen") jemals geschrieben hat, läßt sich der "Brenner"-Dichter Frakl nur mit ihm identifizieren.

¹⁹ Fehlt bei Ritzer.

"Ein Krümchen Brot grinst vorwurfsvoll zu meinen Füßen,
Staunt blühend nach des Rades Alabaster."
Mit dunkeln Drange drängt sie nach Gebärung,
Erlösung, Äther und Choral –
Ah!

Vom Sonnenkusse schlingt Metamorphose.
Das Richtschwert sichtet Korn und Spreu im Zephir.
Verworren steigt es in des Chaos Schlund:
Dümmer als der dümmste Hund ---

Franz Xaver Sago.²⁰

Nachruf auf Trakl. In: Innsbrucker Neueste, 13.11.1914:

Fürs Vaterland gefallen. Georg Trakl gestorben.

Nach einer aus Krakau eingelangten Meldung ist in einem dortigen Spital der Militärmedikamentenbeamte in der Reserve, **G e o r g T r a k l** gestorben. Die Nachricht wird in literarischen Kreisen Innsbrucks, in denen Trakl als Dichter, Vorleser und Mitarbeiter des "Brenner" bestbekannt war, gewiß mit großem Bedauern aufgenommen werden.

Besprechung des "Brenner"-Jahrbuchs 1915. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 20.7.1915, Josef Anton Steuerer:²¹

Als fünften Jahrgang (so unglaublich dies klingen mag) kann der Herausgeber der einzigen schöngeistigen Zeitschrift Tirols dieses Buch seiner Gemeinde (denn auf das Publikum hat diese esoterische Halbmonatsschrift wohl nie gerechnet und darum auch nie Zugeständnisse gemacht) vorliegen[!], um damit sich von der periodischen Verpflichtung, die nicht gut erfüllt werden könnte, loszukaufen und doch auch in dieser Zeit zum Teil wenigstens die Verbindung mit den Gleichgesinnten aufrecht zu erhalten. Die Buchgabe dieses literarisch eigensinnigen "Fähnleins der sieben (?) Aufrechten" stellt nun wiederum, wie ein Jahrgang "Brenner" im kleinen, die ganz eigenen Bestrebungen dieser Gründung dar, dem Ringen von Wertmenschen, sofern dasselbe über das persönlich Erlebte hinausreicht, Ausdruck zu verleihen und so ein Mittel zur Aussprache einer werdenden Kultur zu sein. Das Jahrbuch wird jedoch zugleich zum Denkbuch, indem es nach der Wiedergabe eines eigenartig ergreifenden Gedankens und der Geburts- und Sterbedaten das Bild des Dichters **G e o r g T r a k l** bringt, des Dämmermenschen und Symbolikers, dessen Kennenlernen wie das Miterleben einer Fiebernacht war oder von Traum und weltfremder Umnachtung, und dessen Todesort ("Garnisonsspital Nr. 15 in Krakau") so ganz begreiflich klingt. Auch "Die letzten Gedichte" und eine Schöpfung "Offenbarung und Untergang" enthält wie ein Testament das Buch. Die Gedichte sind vielleicht noch bemerkenswerter als frühere, weil sie die Einwirkung des Krieges auf eine so eigenartige Erscheinung zeigen und

20 Dabei handelt es sich verm. um Ludwig Seifert: Vgl. Röcks Tagebuch-Notiz zum 19.2.1914: abends bei Seifert, "seine Travestie auf Trakl" (Karl Röck: Tagebuch 1891-1946. Hg. u. erl. v. Christine Kofler. 3 Bände. Salzburg 1976 [= Brenner-Studien Sonderbände 2-4], Bd.1, S.180). – Seifert war bis zu Trakls Eintritt in den "Brenner"-Kreis "Brenner"-Mitarbeiter; zu Trakl nahm er in seinen Briefen an Ficker nie Stellung; sein letzter Brief an Ficker datiert vom März 1914.

21 Fehlt bei Ritzer.

so ganz anders geartet sind, als was sonst ausnahmslos aus diesem Bluten wie Pilze nach dem Regen aufschießt. Ein Weiteres über Trakls Dichtungen zu sagen, sei erlassen. Er war zu weich für diese harte Erde und darum hat ihn die Größe dieser über die Welt gekommenen Unmenschlichkeit erstickt. Im blauen Schatten guter Bäume und auf silbernem Moos wird er nun wohl besser sein Traumleben weiterleben können. Nur das eine sei noch hier erwähnt, daß man Trakl unrecht tat, wenn viele alles von ihm als schwankende Brücke über den wirklichen Sinn verwarfen. Wo Reim und Versmaß ihm einen begrenzten Weg wiesen und streng genug waren, hat er den Freunden seiner Kunst Kabinettstücke von Situationskizzen geschenkt, die in Naturempfinden, Stimmung und Wiedergabe unvergeßlich sind. So folge hier die Beschreibung eines Abends:

"Es dämmert. Zum Brunnen geh'n die alten Frau'n.
Im Dunkel der Kastanien lacht ein Rot.
Aus einem Laden rinnt ein Duft von Brot
Und Sonnenblumen sinken übern Zaun."

Oder eine Wolkenkizze:

"Aus Wolken tauchen schimmernde Alleen,
Erfüllt von schönen Wagen[!], kühnen Reitern;
Dann sieht man auch ein Schiff auf Klippen scheitern
Und manchmal rosenfarbene Moscheen."

Sein Schaffen überhaupt aber wird als seltene Ausnahmserscheinung im österreichischen Literaturleben zu beachten bleiben und – vielleicht – einmal den Schlüssel finden lassen zu dem, was heute nur wenigen als berausende Zukunftsmusik verständlich ist. Dann würde man aber auch der Zeitschrift gedenken, die in guter Witterung schon so früh und so trotzig ihr Sprachrohr ferneren Zeiten geliehen hat.

Nun folgt im Buche "Sören Kierkegaard: Vom Tode", eine fromme Rede des dänischen Philosophen, übersetzt von Theodor Häcker, die in diesen Tagen, da der Tod uns wieder zum Schatten von uns selbst wird, manches Starke und Schöne zu sagen hat, so daß die Übertragung neben Interesse Dank verdient. Nach "Versen" des impertinentesten Impressionisten Rainer Maria Rilke folgt sodann der "Versuch einer Übertragung des Taoteking", des alchinesischen Weisen Laotse, durch Carl Dallago, die wegen des Umstandes, daß der Übertrager die Originalsprache nicht kennt, aber mit eigener Klarheit drei bestehende und ihm nicht entsprechend scheinende Übersetzungen zu einer neuen umarbeitet, gewiß für Interessenten chinesischer Weisheit und Freunde reinen Menschentums Anziehungskraft haben wird. Am Schlusse des Buches finden sich Auszüge aus "Der Krieg und die Geister" [!] von Theodor Häcker, der nach dem "Motto" vermeiden will, daß der Kontakt sinnlos wird und darum die Ereignisse sofort einzeln vornimmt. Das zu erwartende Buch ist eine Kritik am Verhalten vieler "Geister" im Kriege und geißelt in gewiß oft berechtigter Strenge Vorkommen- und Verkommenheiten von Menschen auf der hohen Warte des Daseins und könnte daher als kulturelle Arbeit gelten. Aber dies Verdienst wird dadurch schwer gemacht anzuerkennen, daß der Verfasser sich Ausdrücke in den Mund nimmt, die zu lesen nicht so leicht ist und deren Berechtigung bei ihm nicht erwiesen ist, und daß er, der den gebrandmarkten Literaten vorwirft, daß "ihr Haß eine abstrakte Lesefrucht der 'Fackel' ist", vergißt oder nicht fühlt, daß in seinen Aufsätzen Haß und Stil und ganze Sätze eine praktische Lesefrucht aus ebenderselben Druckschrift sind, und daß darin nur, was ein lodernder Kämpfer seit 15 Jahren zur Bewunderung gegen die Wiener Presse verkämpft, auf die "Berliner Tageblatt", "Forum" und "Neue deutsche Rundschau" billig zurechtgeschnitten ist. Solche "Übertragung" aber scheint mir weniger wertvoll.

Der Verlag der bekannten tirolischen Zeitschrift "Der Brenner", deren Erscheinen während der Kriegszeit in der bisherigen Form nicht möglich ist, hat den Kreis seiner Freunde und Leser durch die Herausgabe eines "Jahrbuches" von ansehnlichem Umfange und hübscher Ausstattung entschädigt. Die bekannten Namen der ständigen Mitarbeiter des "Brenner", die man im Inhaltsverzeichnis des Jahrbuches findet, stellen sogleich wieder die durch die Erscheinungspause mehr oder weniger unterbrochene Verbindung mit dem, von hoher Warte aus gezogenen Ideenkreis her, welcher der genannten Zeitschrift von jeher eine besondere Bedeutung, ein eigenes Gewicht gegeben hat. Carl Dallago knüpft an seine, im "Brenner" früher erschienenen Abhandlungen über die Lehren des altchinesischen Weisen Laotse an und wagt unter dem Titel "Der Anschluß an das Gesetz oder der Große Anschluß" den Versuch einer Wiedergabe des Taoteking an der Hand dreier schon vorhandener Übertragungen. Dieser Versuch einer freien Um- oder Neudichtung, deren Zweck Dallago in einer längeren Einleitung wohl begründet, scheint uns nach den hier vorliegenden Strophen trefflich gelungen. Die Deutung, die der Denker Dallago den Worten Laotse's gibt, ist vom Dichter Dallago in würdiger, edler Sprache zum Ausdruck gebracht und zwingt jeden nachdenklichen Leser in ihren Bann. Ist schon Dallago keiner, der seinen Zuhörern die ernstliche geistige Mitarbeit ersparen will, so verlangt der erst so unverdient spät auch bei uns vollgewürdigte dänische Dichterphilosoph Sören Kierkegaard von seinen Lesern aufmerksamste, unbedingte Hingabe, die freilich dann auch reichen inneren Gewinn bringt. Im Brenner-Jahrbuch befindet sich (von Theodor Haecker zum erstenmal ins Deutsche übertragen) von Kierkegaards "Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten" jene "Vom Tode", in welcher der Philosoph tieffinnere, vorher selten oder nie begangene Gedankenwege geht; wer ihm zu folgen vermag, wird um manche ernste Erkenntnis reicher werden. – Von Theodor Haecker, dessen Verdienste als Übersetzer Kierkegaards gebührende Anerkennung verdienen, enthält das Brenner-Jahrbuch auch einen längeren polemischen Aufsatz "Der Krieg und die Führer des Geistes" (Auszüge aus einem demnächst erscheinenden Buch), der oft mit beißendem Spott gegen die, der großen Zeit unwürdige, bestimmte Sonderinteressen verfolgende, eigennützige und unehrliche Stellung auftritt, welche gewisse Kreise der Großstadt- und Großstadtliteraten (Berlin) dem Weltkriege und seinen Begleiterscheinungen gegenüber einnimmt[!]; man kann dem Verfasser im allgemeinen nicht unrecht geben. – Freunde der Lyrik werden die "Verse" von Rainer Maria Rilke mit Genuß lesen. Tiefsten Eindruck aber hinterlassen "Die letzten Gedichte" und das visionäre Prosagedicht "Offenbarung und Untergang" von Georg Trakl, der im Alter von 27 Jahren im Herbst vorigen Jahres gestorben ist. Die Lyrik Trakls hat sich in ihrer Sprache und Form wie in ihren Gedanken von jeher abseits des Gewohnten und Alltäglichen bewegt, ein flüchtiger Genießer mochte sie bisweilen als dunkel und absonderlich empfinden und mißverstehen – doch was immer die Schuld daran gewesen sein mag: in diesen letzten schwermütigen Gedichten Trakls fallen alle hemmenden Bedenken, zerreißt jeder Schleier, der das wahre Antlitz dieser echten Dichterseele bislang noch verdüstert haben mag, und Georg Trakl steht vor uns in ergreifender Größe, würdig der hohen Verehrung, die das Brenner-Jahrbuch dem Andenken des Dichters durch Beigabe eines Bildnisses noch besonders zollt.

**Lisa Fischer: *Lina Loos oder Wenn die Muse sich selbst küßt. Eine Biographie.*
Wien / Köln / Weimar: Böhlau 1994.**

"Der kulturelle Aufbruch war vor allem durch den Aufbruch der Frauen mitbestimmt, die sich gegen die Ausgrenzung in den öffentlichen Räumen und gegen ein fremddefiniertes Weiblichkeitsklischee zur Wehr zu setzen begannen. Der Konflikt, der sich daraus ergab, wurde zu einer wesentlichen Triebfeder der Kulturproduktion." (43)¹

In der Literatur über die Österreichische Moderne ist ein Werk über eine Frau als handelndes Subjekt schon längst fällig. Um 1900 gab es gerade in Wien viele künstlerisch arbeitende Frauen, deren Tätigkeit noch nicht in der Jahrhundertwende-Forschung berücksichtigt wurde. Eine von diesen Frauen war Lina Loos, die in die Geschichte vor allem als erste Frau von Adolf Loos eingegangen ist. Lisa Fischers spannend-elegant geschriebene und inhaltsreiche Biographie von Lina Loos exploriert Neuland: Sie erzählt das Leben von einer zur Philosophin gewordenen Schauspielerin, die literarisch tätig war, aber die hauptsächlich als Muse sowohl von den das Weib-Kind verehrenden Adolf Loos und Peter Altenberg als auch von den begeisterten Weiningerianern Franz Theodor Csokor und Egon Friedell bekannt ist. Fischers Buch ist sicherlich eine wichtige und zuverlässige Quelle für zukünftige Forschungen zum Thema Frauen im Wien der Jahrhundertwende, denn die Darstellung Loos' und ihres kulturellen Milieus bleibt nie oberflächlich. Zudem bietet Fischer mit ihrer theoretischen Aufarbeitung im ersten Kapitel des Buches eine kompetente Einführung in die feministische Reflexion der Thematik.

Lina Loos' Geschichte beginnt im Café Casa Piccola, dem Kaffeehaus ihrer Eltern; ihr Wien blieb das Wien der Kaffeehäuser und der Kaffeehauskultur. Es wechselten nur die Lokale: Am Stammtisch im "Löwenbräu" lernte sie Adolf Loos, Altenberg, Karl Kraus und Friedell kennen. Nach ihrer Scheidung von Adolf Loos reüssierte sie als Schauspielerin im Cabaret Fledermaus, in dem Frank Wedekind, Altenberg, Friedell, Alfred Polgar, Gustav Meyrink, Oskar Kokoschka, Kolo Moser, Emilie Flöge, Gustav Klimt, Hermann Bahr und Franz Blei mitarbeiteten. Nach 1918 traf sie im Café Central und dann im Café Raimund gegenüber dem Volkstheater, wo sie als Ensemblemitglied tätig war, Friedell, Csokor, Berta Zuckerkandl, Polgar, ihren Bruder Karl Forest und andere Prominenz. Zunehmend wurde ihr Schicksal als von Männern verehrte und begehrte Puppenfrau von ihr reflektiert. Nach 1918 nahm sie die Fäden ihres Schicksals selbst in die Hand. Aus einer Muse und Marionette ist zuerst eine Schriftstellerin, dann eine Mystikerin und Philosophin entstanden.

1 Die in Klammer genannten Zahlen sind die Seitenzahlen des rezensierten Buches.

Lina Loos veröffentlichte in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften Feuilletons, die sich inhaltlich mit dem Kampf der Geschlechter befassen: "Etwas für Frauen", "An meine Freundin", "Der Liebestrank". 1921 wurde ihr expressionistischer Einakter "Mutter" aufgeführt. In ihrem Nachlaß finden sich jedoch noch andere Werke, darunter das Theaterstück "Wie man wird, was man ist", in dem sie ihre Beziehung zu Adolf Loos aufarbeitet, und das philosophische Werk "Primitive Vorstellungen einer Frau vom Uranfang bis zum Ende allen irdischen Geschehens". Dieses stark von der Anthroposophie Rudolf Steiners beeinflusste Werk zeigt deutliche Ähnlichkeiten zu den Gedanken Ferdinand Ebners, vor allem bezüglich dessen, was Ebner "Traum vom Geist" nennt, d.h. die Idee des Wunschtraums als Ursprung der Beziehungen zwischen Mann und Frau und des kulturellen Schaffens überhaupt. Wie viele ihrer Generation, z. B. Erich Lechleitner, hat Goethes Farbenlehre Loos' stark beeinflusst: Für sie sind Farben Mittel zum Ausdruck der menschlichen Charaktertypen geworden.

Es gibt zweierlei Diskutierenswertes zu dieser Biographie: Empirisch-Philologisches und Methodisches. Der Umgang mit Geschichte und Biographie ist durch reine Beschreibung statt Befragen und Hinterfragen gekennzeichnet. Dadurch liefert die Autorin mehr Anregungen als Ergebnisse. Einige Beispiele sind folgende: Wo und wann hat Lina Loos ihre Bildung und Fertigkeiten erworben? "Wie man wird, was man ist" ist eine direkte Anspielung auf Nietzsche (*Ecce homo*); was für eine Beziehung hatte Loos zu Nietzsche? Diese und solche Fragen überhaupt werden nicht gestellt. Noch eine spannende, aber unbeantwortete Frage dreht sich um den Grund, warum Loos kinderlos geblieben ist.

Aus diesem Buch und aus anderen Quellen² wird klar, daß Adolf Loos und Altenberg äußerst eigenartige Vorstellungen von der idealen charakterlichen Mitgift einer Lebensgefährtin hatten. Außerdem wissen wir aus einem völlig anderen kulturellen Zusammenhang, d.h. vom Fall Picasso, daß ein höchst begabter Künstler seine Frauen in jeder Hinsicht mißhandeln kann. Aber was das für unser Verständnis und die Bewertung seiner künstlerischen Leistung bedeutet, ist vollkommen unklar. Auch die Diskussion um die Funktion der mißhandelten Frau im künstlerischen Prozeß des kreativen Mannes wäre hier aufzugreifen. Im allgemeinen könnte man fragen: Hängt es mit dem "Genie" zusammen, das eine mißhandelte Frau voraussetzt? Auf die Jahrhundertwende bezogen, hätte man hier die Frage stellen können, inwiefern diese Erscheinung ein typisches Produkt dieser Gesellschaft ist und wie diese Einstellung vermittelt wurde.

Stephen Beller schreibt über Arthur Schnitzlers Theaterstück "Das Wort", das das Dreieck zwischen Lina und Adolf Loos und Heinz Lang zum Inhalt hat: "Of the main protagonists in the play, Loos and his wife are alone in not being of at least partially Jewish descent. All the others in the list above were, to some extent, products of the Jewish assimilation."³ In Bellers mittlerweile mit dem Karl-von-Vogelsang-Preis ausgezeichnetem Buch ist "Das Wort" ein Beispiel für die soziale Beschaffenheit der Wiener Kulturelite. Warum fragt die Autorin nicht

2 Vgl. Patrick Werkner: *The Child-Woman and Hysteria*. In: Patrick Werkner: *Egon Schiele. Art, Sexuality and Viennese Modernism*. Palo Alto 1994.

3 Stephen Beller: *Vienna and the Jews. 1867 - 1938. A Cultural History*. Cambridge 1989. S. 31.

nach der Rolle des Judentums im Umfeld von Lina Loos? Sogar im Zusammenhang mit dem Holocaust bleibt die Auseinandersetzung des Kreises um Loos mit seinem assimilierten Judentum unerwähnt. In diesem Zusammenhang ist es erstaunlich, daß die Verfasserin schreibt, als ob die Ereignisse von 1933 vollkommene Überraschungen gewesen wären.

Auf einer rein philologischen Ebene ist es schade, daß Dr. Fischer oftmals die Werke Loos' nicht datiert. Dadurch ist es nicht möglich, die Loos' Auffassungen ausdrückenden Aphorismen in den Kontext ihres Lebens einzuordnen. Das ist besonders bedauerlich im Fall der provozierenden Aphorismen, die als Zitate im Text aufscheinen, z.B. "Die Frau führt ein Traumleben. Gelingt es dem Mann sie zu erwecken, so hat er nur mehr einen Wunsch: Sie wieder einzuschläfern" (149).

Ebenso fehlt in der Darstellung des literarischen und philosophischen Werkes die inhaltliche Beschreibung und die Einordnung in ein literarisches und philosophisches Umfeld und Traditionen, z.B. in Bezug auf die Feuilletons in die Feuilletonistik von Frauen in der Zwischenkriegszeit oder in Bezug auf das philosophische Werk in anthroposophische und philosophische Strömungen der Zeit. Dies ist ein großer Mangel, wird doch dokumentiert, daß Lina Loos als Kollegin und Freundin mit vielen Personen verkehrte, die in den Bereichen ihres Schaffens eine wichtige Rolle spielten.

In diesem Zusammenhang ist auch zu bemerken, daß Lina Loos selbst in dieser Biographie merkwürdig passiv bleibt. Es wird berichtet, daß sie in den Kreisen der Frauenrechtlerinnen Marie Lang und Rosa Mayreder verkehrte, doch es fehlt eine Darstellung der Stellungnahme Loos' zu den Ideen dieser Bekannten. Es wird erzählt, daß Loos mit der Familie Viktor Adlers eng befreundet war, doch hier fehlt ebenfalls die Darstellung der Einschätzung ihrer Position zu den Ideen der Sozialdemokratie in der Zwischenkriegszeit. Es bleibt auch rätselhaft, wie sie nach 1945 zur Kommunistin geworden ist – möglicherweise ist der Grund für diese Mängel im fehlenden Briefmaterial zu suchen.

Zum Problem des Verständnisses von einem Menschenleben bemerkte George Orwell einmal: "Viewed from within life is a series of defeats." Wenn der Spruch mehr als pessimistische Verzweiflung äußert, dann bedeutet er, daß ein Menschenleben, von innen betrachtet, eher aus Problemen als aus Leistungen besteht. Stimmt das, wäre es ein äußerst wichtiger Hinweis für Biographen, d.h. um *aus* dem Leben eines anderen Menschen zu schreiben und nicht nur *über* es, muß man das Leben dieses Menschen als eine Sammlung von Spannungen wahrnehmen können. Da Dr. Fischer eher von jenem statt von diesem Standpunkt aus schreibt, scheint es der Fall zu sein, daß Loos passiv dargestellt werden *mußte*.

Diese Biographie von Lina Loos beantwortet nicht die Frage, wie der kulturelle Aufbruch durch den Aufbruch der Frauen mitbestimmt wurde. Tatsächlich bleibt es unklar, was die Autorin genau unter dem kulturellen Aufbruch der Wiener Jahrhundertwende versteht. Anders gesagt, die Biographie von Lina Loos wird nicht im Zusammenhang mit irgendeiner "Standardinterpretation" (Schorske, Johnston, Le Rider, Beller, Wunberg, Janik/Toulmin) der Wiener Jahrhundertwende erzählt. Es bleibt offen, inwieweit eine Biographie diese Rolle über-

haupt spielen kann. Glücklicherweise bereitet Lisa Fischer im Rahmen der ARGE "Wien um 1900" der Österreichischen Forschungsgemeinschaft eine Tagung zu genau diesem Thema vor. Es ist zu hoffen, daß die Tagung sich mit den oben erwähnten Fragen auseinandersetzt.

Allan Janik / Ursula Schneider

Ludwig Wittgenstein: *Vermischte Bemerkungen*. Eine Auswahl aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Georg Henrik von Wright unter Mitarbeit von Heikki Nyman. Neubearbeitung des Textes durch Alois Pichler. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994.

Seit kurzem gibt es eine Neuausgabe der von Georg Henrik von Wright und Heikki Nyman erstmals im Jahre 1977 erschienenen, im Jahre 1978 revidierten und im Jahre 1984 im 8. Band der Werkausgabe korrigierten und mit zusätzlichen Bemerkungen versehenen Ausgabe der *Vermischten Bemerkungen*¹ von Ludwig Wittgenstein. (Vgl. die Editorische Notiz in der Neuausgabe, S. 13.)

Diese "vermischten Bemerkungen" finden sich verstreut im Nachlaß Ludwig Wittgensteins und unterscheiden sich vom philosophischen Werk insofern, als sie – im Gegensatz zum streng philosophischen Diskurs – u.a. mehr persönlichen bzw. biographischen Inhalts sind oder häufig das darstellen, was man als "Reflexionen" bezeichnen könnte und zwar über verschiedene Themen wie Religion, Philosophie, Kunst und Literatur.

Auf die Frage "wozu eine Neuausgabe?" läßt sich antworten, daß diese in Anbetracht des gegenwärtigen Strebens nach detaillierten und originalgetreuen Ausgaben der Werke Wittgensteins notwendig war. Alois Pichler² hat nun die Neubearbeitung der *Vermischten Bemerkungen* durchgeführt.

Auf den ersten Blick scheint sich die neue Ausgabe von der früheren von 1984 kaum zu unterscheiden, da sie – abgesehen von der Vervollständigung der Sektionen – keine zusätzlichen Bemerkungen enthält. Bei näherer Betrachtung lassen sich jedoch die feinen – und wesentlichen – Unterschiede feststellen.

1 Georg Henrik von Wright ist emeritierter Professor für Philosophie in Helsinki und lehrte in Cambridge (wo er Wittgensteins Nachfolger war) und an der Cornell University. Er ist Verfasser zahlreicher philosophischer Schriften und neben Elizabeth G. M. Anscombe, Peter Winch und Anthony Kenny einer der Nachlaßverwalter Wittgensteins.

Heikki Nyman war langjähriger Assistent von G. H. von Wright und Mitherausgeber der Helsinki-Edition der *Philosophischen Untersuchungen* (nicht publiziert). In der Zeitschrift "Philosophie" *Revue Internationale de Philosophie*, Brüssel 43/1989, S. 172-203 hat er einen Teil des TS 213 publiziert.

Vgl. auch die deutsch-englische Ausgabe der *Vermischten Bemerkungen: Culture and Value* ed. by G. H. von Wright in collaboration with Heikki Nyman, transl. by Peter Winch. Amended second edition. Oxford: Basil Blackwell 1980.

2 Alois Pichler ist seit 1990 am Wittgenstein-Archiv der Universität Bergen in Norwegen beschäftigt, wo eine maschinenlesbare Fassung des gesamten Nachlasses von Wittgenstein erstellt wird.

Wieviel Arbeit hinter dieser Neubearbeitung steckt, ist für den Laien kaum zu erkennen. Vor allem der, der Einblick in den Nachlaß Wittgensteins hat, wird Pichlers Arbeit zu schätzen wissen.

Im Gegensatz zu den älteren Ausgaben werden in der Neuausgabe Wittgensteins Texte originalgetreu wiedergegeben, abgesehen von ein paar Ausnahmen, die im Vorwort erläutert sind.

Was nun manchmal wie ein Fehler erscheint, ist im Grunde richtig – im Gegensatz zu fast allen bisherigen Ausgaben von Wittgensteins Schriften, in denen seine Rechtschreibfehler, falsch oder nicht gesetzte Kommas oder andere Interpunktionszeichen stillschweigend korrigiert wurden.

Ein Vergleich mit den früheren Ausgaben der *Vermischten Bemerkungen* läßt nun manchmal auch gröbere Fehler erkennen, wie z. B. das Wort "metaphysisch", das eigentlich "metaphorisch" heißen sollte.³

Da Wittgenstein fortlaufend seine Texte überarbeitete und sich in diesen als Folge zahlreiche Änderungen, Streichungen und Varianten finden, war es – beim derzeitigen Stand einer wissenschaftlichen Edition – unumgänglich, alle Eigenheiten Wittgensteins originalgetreu wiederzugeben. Insbesondere bei Wittgenstein geben Stil und Schreiben⁴ Aufschluß zum Verständnis seines Denkens, seiner Philosophie.

Wie wichtig z. B. die Interpunktion bei Wittgenstein ist, wird in der Neuausgabe deutlich. Der Leser kann sich in seine Art zu denken und zu schreiben einfühlen: fehlende Zeichen wie Punkte am Satzende und dgl. sprechen für den raschen Fluß des Schreibens, häufige oder an ungewohnten Stellen vorkommende Satzzeichen waren ihm ein Mittel zur Betonung oder um besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Wie er selbst sich äußerte:

Ich möchte eigentlich durch fortwährende^a Interpunktionszeichen das Tempo des Lesens verzögern. Denn ich möchte langsam gelesen werden. (Wie ich selbst lese.)⁵

a meine häufigen

Die vom Herausgeber unternommenen Ergänzungen auf Satzzeichen- oder auf Wortniveau – wenn Wittgenstein z. B. einen Namen wie Bunyan nur mit B. oder andere Wörter in abgekürzter Form schrieb oder aus Versehen ein oder mehrere Wörter vergaß – werden mit spitzen Klammern angemerkt. Dadurch wird es für den Leser leicht erkennbar, an welchen Stellen durchgeführte Korrekturen vom Herausgeber stammen.

3 Vgl. *Vermischte Bemerkungen*, S. 21. Für diese und die weiteren Fußnoten gilt die erwähnte Neuausgabe.

4 Vgl. dazu Alois Pichlers Aufsatz: "Wittgensteins spätere Manuskripte: einige Bemerkungen zu Stil und Schreiben". In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv*, Nr. 12, 1993, S. 8-26.

5 Vgl. MS 136 128b: 18. 1. 1948, *Vermischte Bemerkungen*, S. 131. Vgl. auch S. 39 und S. 97, wo Wittgenstein ebenfalls über die Bedeutung der Interpunktion spricht.

Im besonderen zu erwähnen sind die originalgetreue Wiedergabe von Wittgensteins Varianten, die seine ganzen Schriften durchziehen und einen wesentlichen Zug in Wittgensteins Art zu schreiben ausmachen. Während in den älteren Ausgaben der *Vermischten Bemerkungen* die Herausgeber sich für jeweils eine Variante entschieden, haben wir in Pichlers Bearbeitung nun alle Alternativen Wittgensteins vor uns und zwar in chronologischer Reihenfolge nach ihrer möglichen Genese (soweit dies nachweisbar war). Allerdings läßt Pichler offen, wo im genaueren in einem Satz eine Variante beginnt, sondern gibt nur am Ende der betreffenden Stelle mit Hilfe einer Fußnote den Hinweis auf die Variante(n), die dann auf derselben Seite unten angegeben sind. Dies könnte manchmal zu Unklarheiten führen, andererseits aber wird der Leser dabei ein wenig zum Nachdenken angeregt, wo die Variante(n) begonnen haben könnten.

Wenn Wittgenstein im Falle von Varianten es unterließ, noch einmal den vollen Wortlaut eines Wortes oder Satzes zu schreiben, sondern lediglich die von der ersten Lösung abweichenden Wörter oder Wortendungen – darüber oder darunter – setzte, hat Pichler – wiederum in spitzen Klammern – den vollständigen Satz oder die vollständigen Wörter in den entsprechenden Fußnoten geschrieben.

Durch die Wiedergabe der Varianten werden aber nicht nur stilistische Besonderheiten Wittgensteins deutlich, sondern auch inhaltliche, so daß u. a. Bezüge zu anderen Textstellen in Wittgensteins Schriften klarer erkennbar werden.

Wenn das Leben schwer erträglich wird, denkt man an Verbesserungen^a. Aber die wichtigste und wirksamste Verbesserung^b, die des eigenen Verhaltens, kommt uns kaum in den Sinn, & zu ihr können wir uns am allerschwersten entschließen.^{c 6}

a eine Veränderung der Lage

b <Ver>änderung,

c kaum / schwer entschließen

Die zu dieser Bemerkung unter a angeführte Variante "eine Veränderung der Lage" für "Verbesserungen" und weiter unten unter b wieder "Veränderung" für "Verbesserung" kommt der folgenden, in derselben Ausgabe publizierten Äußerung Wittgensteins, wesentlich näher:

Die Lösung des Problems, das Du im Leben siehst, ist eine Art zu leben, die das Problemhafte zum Verschwinden bringt.

Daß das Leben problematisch ist, heißt, daß Dein Leben nicht in die Form des Lebens paßt. Du mußt dann Dein Leben verändern, & paßt es in die Form, dann verschwindet das Problematische."⁷

Diese Bemerkung wiederum läßt auch den Bezug auf weitere ähnliche Äußerungen in Wittgensteins Werken herstellen wie die folgende, bekannte, die sich im *Tractatus* und in den *Tagebüchern* findet:

6 Vgl. MS 132 136: 7. 10. 1946, *Vermischte Bemerkungen*, S. 106.

7 Vgl. MS 118 17r c: 27. 8. 1937, *Vermischte Bemerkungen*, S. 62.

Überhaupt kann man, von den *Vermischten Bemerkungen* ausgehend, zahlreiche Querverbindungen zu den philosophischen Werken feststellen und wenn auch die hier veröffentlichten Reflexionen Wittgensteins sich von einem philosophischen Diskurs im strengen Sinne unterscheiden, so finden sich philosophische Gedanken "verhüllt" in Metaphern oder fiktiven Beispielen, die sein Denken und seine Methode anschaulich darstellen, doch die hier näher zu erörtern den Rahmen einer Rezension übersteigen würde.

Wie er selbst auch schrieb:

Nichts ist doch wichtiger, als die Bildung von fiktiven Begriffen,^b die uns die unseren erst verstehen lehren.⁹

b als die fiktiven Begriffe,

Die Unterstreichungen hätten vielleicht originalgetreuer gestaltet werden können, sie werden ähnlich dem Muster der im Suhrkamp Verlag edierten Briefe¹⁰ von und an Wittgenstein und der Suhrkamp Werkausgabe wiedergegeben: kursiv für einfache Unterstreichung, Kapitälchen für doppelte Unterstreichung. Die in der Neuausgabe einfache Unterstreichung für Wittgensteins Unterstreichung mittels Wellenlinien – die in den früheren Ausgaben übrigens nicht berücksichtigt wurde – scheint eine nicht sehr glückliche Lösung und wirkt verwirrend. Allerdings darf man dieses Manko nicht unbedingt den Herausgebern anlasten, es könnte auch auf drucktechnische Überlegungen des Verlags zurückgehen.

Neu an Pichlers Bearbeitung ist die Einhaltung von Wittgensteins "Sektionen" – d. h. Abschnitten in den Manuskripten, die aus einem oder meist mehreren Sätzen bestehen und durch eine oder mehrere Leerzeilen voneinander getrennt sind. Während in den früheren Ausgaben bei der Auswahl der Textstellen mehr auf den Inhalt Wert gelegt wurde und dementsprechend in einer Sektion vorkommende, rein persönliche Eintragungen wie "Etwas besser geschlafen. Lebendige Träume. Etwas niedergedrückt; Wetter & Befinden."¹¹ und dgl. ausgelassen und nur die in dieser Sektion vorkommenden philosophischen oder kulturgeschichtlichen Reflexionen ausgewählt wurden, hielt sich Alois Pichler nun streng nach dem Prinzip der ganzen Sektionen. Als Beispiel sei folgende Stelle aus Pichlers Neubearbeitung angeführt:

Etwas verkühlt & und denkunfähig. Grausliches Wetter. –

Das Christentum ist keine Lehre, ich meine, keine Theorie darüber, was mit der Seele des Menschen geschehen ist & geschehen wird, sondern eine Beschreibung eines tatsächlichen

8 Vgl. *Tagebücher*, 6. 7. 1916, Wittgenstein: Werkausgabe Bd.1. Frankfurt: Suhrkamp 7 1990, S. 168 und *Tractatus logico-philosophicus*, 6.521 in Werkausgabe Bd. 1, S. 85.

9 Vgl. MS 137 78b: 24. 10. 1948, *Vermischte Bemerkungen*, S. 142.

10 Ludwig Wittgenstein. *Briefe. Briefwechsel mit B. Russell, G.E. Moore, J.M. Keynes, F.P. Ramsey, W. Eccles, P. Engelmann und L. von Ficker*. Hrsg. von Brian McGuinness und G. H. von Wright. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1980.

11 MS 118 17r c: 27. 8. 1937. *Vermischte Bemerkungen*, S. 62f.

Vorgangs im Leben des Menschen. Denn die 'Erkenntnis der Sünde' ist ein tatsächlicher Vorgang & die Verzweiflung desgleichen & die Erlösung durch den Glauben desgleichen. Die, die davon sagen, (wie Bunyan), beschreiben einfach, was ihnen geschehen ist; was immer einer dazu sagen will!¹²

Die Hinzufügung der ersten Zeile, die in der früheren Ausgabe weggelassen wurde, mag als befremdend, vielleicht sogar als störend empfunden werden, ist aber vom philologischen Standpunkt aus gesehen gerechtfertigt, ja, im vorliegenden Fall der Einhaltung der ganzen Sektionen die einzig korrekte Lösung.

In manchen Fällen fügen sich die neu hinzugenommenen Stellen auch "inhaltlich harmonisch" in die bereits publizierte Bemerkung, so daß ohne diese dem Text etwas fehlen würde: dies trifft beispielsweise bei der ersten Bemerkung über den Leutnant¹³ oder auch bei der vierten zu, wo Wittgenstein über seine Art des Philosophierens schreibt und wo der letzte Satz früher fehlte:

Meine Art des Philosophierens ist mir selbst immer noch, & immer wieder, neu, & daher muß ich mich so oft wiederholen. Einer anderen Generation wird sie in Fleisch & Blut übergegangen sein & sie wird die Wiederholungen langweilig finden. Für mich sind sie notwendig. – Diese Methode ist im Wesentlichen der Übergang von der Frage nach der *Wahrheit* zur Frage nach dem *Sinn*.¹⁴

Trotzdem könnte man sich fragen, ob nicht eine Auswahl an entweder rein reflexiven Aufzeichnungen – wie in der älteren Ausgabe – möglich gewesen wäre, die dann um weitere ähnliche Textstellen, die sich im Nachlaß finden, doch noch nicht oder nur teilweise publiziert wurden, erweitert hätten werden können. Dann wäre es aber immer noch eine Streitfrage und eine schwierige Entscheidung, welche Sektionen gewählt, was aus ihnen aufgenommen und was weggelassen werden sollte. Eine andere Möglichkeit wäre eine Gesamt-Auswahl vollständiger Sektionen von allen sogenannten Tagebuchstellen, die sowohl persönlichen als auch kulturgeschichtlichen und philosophischen Inhalts sind, sich jedoch vom streng philosophischen Diskurs unterscheiden. Dies wäre allerdings ein größeres Unterfangen und würde über den Rahmen der bisher publizierten *Vermischten Bemerkungen* hinausgehen.

Durch die originalgetreue Einhaltung von Wittgensteins Sektionen wird auch ersichtlich, daß bisher stellenweise mehrere, im Original zu einer Sektion – ohne eine Leerzeile oder sonstige Markierung eines neuen Abschnitts dazwischen – gehörende Textstellen auseinandergerissen und als einzelne Bemerkungen bzw. Sektionen publiziert wurden. Dies trifft auch in umgekehrter Weise zu, wenn bisher mehrere Reflexionen Wittgensteins zu einer Sektion zusammengefaßt wurden, während sie im Original mehrere, voneinander getrennte Sektionen darstellen.

12 MS 118 56r c: 4. 9. 1937. *Vermischte Bemerkungen*, S. 64.

13 MS 101 7 c: 21. 8. 1914. *Vermischte Bemerkungen*, S. 21.

14 MS 105 46 c: 1929. *Vermischte Bemerkungen*, S. 21.

Positiv zu erwähnen sind die genauen Quellenangaben, die Alois Pichler bei jeder Textstelle unternommen hat, d. h. die Angabe der Manuskriptnummer des von von Wright angelegten Nachlaß-Katalogs¹⁵, die jeweilige Angabe der Seite, wo die Bemerkung beginnt und, wo möglich, das vorhandene oder erschlossene Datum. Durch ein "c" (für "code") erfährt der Leser, daß die betreffende Bemerkung von Wittgenstein in Geheimschrift eingetragen wurde.

Durch die stellenweise präzisere Angabe der Daten hat sich teilweise eine Verschiebung der Reihung der Bemerkungen gegenüber den vorherigen Ausgaben ergeben, wo nur die Jahreszahlen angegeben waren. Allerdings gibt es keinen Hinweis darauf, wann das angeführte Datum von Wittgenstein stammt oder wann es vom Herausgeber erschlossen wurde.

Im Anhang findet sich nochmals eine Liste der Quellen der Bemerkungen in der Reihenfolge, in der sie in der vorliegenden Ausgabe veröffentlicht sind, weiters gibt es eine Liste der Quellen in alphanumerischer Reihenfolge und ein Verzeichnis der Anfänge der jeweiligen Bemerkungen in alphabetischer Reihenfolge, was sehr hilfreich ist, um eine bestimmte Textstelle zu finden, sei es für eine wissenschaftliche Arbeit an Wittgenstein oder aus anderem Interesse.

Größtenteils neu¹⁶ sind an der Bearbeitung auch die "Anmerkungen" bzw. der Kommentar, der – gemessen am Maßstab eines wissenschaftlichen Kommentars, wie er etwa im Brenner-Archiv gehandhabt wird – eher karg ist. Doch waren den Herausgebern eben andere Kriterien wie genaueste Textwiedergabe mit Quellenangabe vorrangig. Dementsprechend wurde in diesen "Anmerkungen" auch auf Unklarheiten und unleserliche Stellen oder Besonderheiten an den Varianten im Original genauer eingegangen, während hingegen Angaben über im Text vorkommende Personen, Titel von literarischen oder philosophischen Werken sehr knapp ausfielen.

Im Gegensatz zu den vorhergehenden Ausgaben der *Vermischten Bemerkungen*, in denen anstelle des fehlenden Kommentars im vorhandenen Namenregister bei weniger bekannten Personen wie Josef Labor, Frank Plumpton Ramsey und Piero Sraffa ein paar Anmerkungen wie Geburts- und Todesdaten, Beruf u. dgl. vorliegen, fehlen diese in der Neuauflage völlig. Hier hat sich Pichler einheitlich streng auf die bloße Angabe des Namens und der Seite, wo dieser vorkommt, beschränkt. Dies ist zwar korrekt, doch hätten die genannten Personen stattdessen nun im Kommentar berücksichtigt werden können.

Im Anschluß an die Bemerkungen Wittgensteins ist ein Faksimile eines vermeintlich von Wittgenstein stammenden Gedichtes abgebildet. Da es sich dabei jedoch nur um ein Typskript handelt und das handgeschriebene Original bisher nicht aufgefunden wurde, würde ich nur mit Vorsicht Wittgenstein als Autor vermuten. Es wäre meiner Meinung nach nicht auszuschließen, daß das Gedicht von Paul Engelmann verfaßt sein könnte, da es in Form und Inhalt manche Ähnlichkeiten mit dessen Gedichten aufweist – wenn auch die Setzung der doppelten Schrägstriche für die Alternative //dann die Erde// zu "seine Erde" für Wittgenstein spricht.

15 Georg Henrik von Wright, "Wittgensteins Nachlaß", in: *Wittgenstein*, übersetzt von Joachim Schulte, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986, S. 45-76. Zuerst veröffentlicht 1969 in *The Philosophical Review* 78, S. 483-503.

16 In der älteren Ausgabe gab es diese Anmerkungen lediglich in Form von vereinzelt Fußnoten am Ende der entsprechenden Seite.

Alles in allem – und insbesondere vom textkritischen Standpunkt aus gesehen – liegt mit Pichlers Neubearbeitung der *Vermischten Bemerkungen* eine präzise und detaillierte Arbeit vor. Das Buch kann weiters als Ergebnis einer gelungenen Zusammenarbeit zwischen mehreren Personen und verschiedenen Orten bezeichnet werden – zwischen Georg Henrik von Wright und Heikki Nyman, Finnland, zwischen Alois Pichler, Norwegen und Michael Biggs¹⁷, England.

Die von Georg Henrik von Wright sorgfältig ausgewählten Bemerkungen aus Wittgensteins Nachlaß werden in ihrer Schönheit und Tiefe nicht nur den Leser ansprechen, der mit seinen Schriften vertraut ist, sondern auch diejenigen, denen Wittgensteins Werk bislang noch unbekannt war und die durch die Lektüre der *Vermischten Bemerkungen* vielleicht einen ersten Zugang zum Denken und zur Sprache des Philosophen gewinnen könnten, die hier – in seinem häufigen Gebrauch von Gleichnissen und Bildern – auf besondere Weise zum Ausdruck kommen. Durch die nun vorliegende originalgetreue Wiedergabe der Texte einschließlich seiner charakteristischen Setzung der Interpunktionszeichen, Unterstreichungen und Varianten werden Wittgensteins Stil und Schreiben, die eine eingehendere Betrachtung an sich verdienen, anschaulich dokumentiert.

Ilse Somavilla

¹⁷ Michael Biggs von der University in Hertfordshire war für die graphischen Darstellungen der Neuausgabe verantwortlich, die hier als Faksimile abgebildet sind.

Frau Hanna von Wallpach zu Schwanenfeld gestorben am 10. Dezember 1994

Mit Frau Hanna von Wallpach verband die Mitarbeiter des Brenner-Archivs über mehr als ein Jahrzehnt ein Verhältnis der Zusammenarbeit, das abgesehen vom sachlichen Anlaß durch Freundschaft und herzliche Verbundenheit geprägt war. Der Anlaß bestand in der Übergabe des Nachlasses ihres Schwiegervaters, Arthur von Wallpach (1866 - 1946), bestehend aus einer großen Zahl von Manuskripten und Briefen und einer Bibliothek von ca. 12.000 Bänden. Zusammen mit den bereits im Brenner-Archiv aufbewahrten Nachlässen von Anton Renk, Ludwig von Hörmann und Ignaz Vinzenz Zingerle sowie Teilnachlässen von Adolf Pichler und Franz Kranewitter tragen diese Bestände zu einer sich zunehmend verdichtenden und komplexer werdenden Information über das kulturelle, namentlich literarische Geschehen in Tirol zur Jahrhundertwende bei. Dieses war bekanntlich vor allem durch die ebenso literarisch wie (in deutschnationalem Sinne) politisch auftretende Gruppe "Jung-Tirol" maßgeblich bestimmt. Als Herausgeber von Anthologien und der Zeitschrift "Der Scherer" war Wallpach zweifellos die zentrale Figur innerhalb dieser Gruppe. Davon zeugen nicht zuletzt die umfangreichen Korrespondenzen mit seinerzeit, teilweise auch heute noch namhaften Autoren und Künstlern.

Die Bereicherung, die die Sammlungen des Brenner-Archivs durch das Entgegenkommen von Frau von Wallpach erfahren haben, ist in ihrer kulturgeschichtlichen und politisch-zeitgeschichtlichen Bedeutung gerade aus heutiger Sicht kaum zu überschätzen. Es war denn auch die Aufschlußkraft der genannten Dokumente und die Notwendigkeit von deren kritischer Einschätzung, auf die Frau von Wallpach in zahlreichen Gesprächen immer wieder zurückgekommen ist. Diese Gespräche fanden zumeist in der Burg Anger bei Klausen statt, welche sie gegen alle Fährnisse der Zeit als eine Stätte erhalten und eingerichtet hat, in der sich die Erinnerung an verstorbene Mitglieder der Familie und deren "kulturtragende" Gäste anschaulich und in unverwechselbarer Atmosphäre verdichtete. – In enger Zusammenarbeit mit Frau von Wallpach fanden 1992 und 1993 in Klausen und in Hall in Tirol Ausstellungen über Arthur von Wallpach als eine Erscheinung statt, in der sich Perspektiven zeitgeschichtlicher und kultureller Art mannigfach gebrochen haben. Bei der Klärung schwierigster Fragen, die Darstellungsart betreffend, war ihre Beteiligung stets durch Verständnis und Klarsicht gekennzeichnet.

Als Gastgeberin auf ihrer Burg war Frau von Wallpach großzügig und von energischer Fürsorglichkeit. Wer diese Fürsorglichkeit – wie die Mitarbeiter des Brenner-Archivs – genießen durfte, wird die Erscheinung von Frau Hanna von Wallpach in den nachgerade vertraut gewordenen alten Räumen wohl nicht mehr vergessen.

W.M.

Brief Ludwig Fickers neu aufgefunden

LUDWIG FICKER AN HELENE WENTER ¹

Innsbruck-Mühlau, 18. Juli 1947

Liebe, verehrte gnädige Frau!

Nun, da Ihr Mann zu Grabe getragen ist, ist es mir ein herzliches Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie sehr mir sein Hinscheiden, obwohl es eine Erlösung für ihn war, nahe ging. Immer blieb mir der schöne Sommernorgen im Gedächtnis, da ich ihm zum ersten Mal begegnete. Es war im ersten Weltkrieg, 1915, beim Ersatzbataillon des 2. Tiroler Kaiserjägerregiments in Beneschau. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er als Kadett der Reserve vor dem Frühappell auf dem Kasernenhof erschien und nach Erstattung der Meldung durch mich das Kommando des Zugs übernahm, bei dem ich als Kadett-Aspirant eingeteilt war. Die Art, wie er gleich beim ersten Ausrücken auf den weit vor der Stadt gelegenen Übungsplatz menschlich mit mir Fühlung nahm und sich für alles, was mich anging, lebhaft interessiert zeigte, hat ihm sofort meine Zuneigung gewonnen. Wir waren beide gleich alt, Mitte Dreißig, also nicht mehr die Jüngsten, und hatten so jüngeren Kameraden ein gewisses Maß an Lebenserfahrung, Weltkenntnis und gesichertem Bildungsbesitz voraus. Das gestattete uns eine gegenseitige Rücksichtnahme im dienstlichen wie auch eine besondere Aufgeschlossenheit im außerdienstlichen Verkehr, die wir beide als Wohltat empfanden. So hatten wir schon gleich am ersten Tag unsere gemeinsame Liebe zu Kunst und Literatur, er mir außerdem sein[e] Begabung und Begeisterung für musikalisches Schaffen entdeckt, und als wir dann – inzwischen immer offenerziger einander zugetan – im Spätherbst 1915 zusammen ins Feld zogen, da hofften wir dieses gut angebahnte Freundschaftsverhältnis auch an der Heimatfront in Südtirol erproben und bewähren zu können. Aber es kam anders. Kaum hatten wir mit unserem Marschbataillon das erste Winterquartier im Pustertal bezogen, als sich die ersten Anzeichen des schweren Leidens, dem er nun nach drei Jahrzehnten erlegen ist, bemerkbar machten und ihn zur Rückkehr nach Beneschau und zum Verbleiben beim Kader bis ans Kriegsende nötigten. Das hat unsern persönlichen Kontakt auf mehr als Jahresfrist unterbrochen, aber wiederholt, besonders nach der Maioffensive gegen Italien und den schweren Herbstkämpfen 1916 in den Fassaner Alpen, erreichten mich und die Leute des Zugs, den er geführt hatte, Zeichen seines fürsorglichen Gedenkens. Und als ich nach einer Verwundung im Sommer 1917 und späterhin noch einmal als Rekonvaleszent selbst für einige Zeit wieder in Beneschau landete, da war es das alte herzliche Verstehen, das uns verband. Wenter bildete dort den Mittelpunkt eines kleinen geselligen Zirkels von Regimentskameraden, die für Dichtkunst und Musik empfänglich waren, und damals war es auch, daß ich ihm in Gesprächen, die der Klärung seiner eigentlichen Begabung und namentlich seinen ersten Versuchen als Dramatiker galten, Ratschläge geben und so vielleicht zur Festigung jener Richtlinien beitragen konnte, die ihm

1 Nachlaß Josef Wenter, Privatbesitz, Igls.

später, als der Krieg zu Ende schien und die Dissonanzen, die er hinterlassen, noch nicht so heillos den Frieden bedrohten, zu so bemerkenswerten Erfolgen als Bühnenautor wie als Romanschriftsteller verhalfen. Das hinderte nicht, daß in der Folgezeit, als neues Unheil die Welt überzog und Menschen und Völker ins Unabsehbare zu entzweien drohte, unsere Ansichten oft grundsätzlich auseinandergingen und mich gelegentlich zu einer Haltung zwangen, die ihn persönlich verstimmen mußte. Diesen Mangel an Rücksicht auf seine Überzeugung, die mir leichtherziger Optimismus schien, habe ich später manchmal bedauert. Denn es konnte ja nicht ausbleiben, daß er unter der verhängnisvollen Entwicklung der Zeitereignisse, deren zuversichtliche Beurteilung ihm anfänglich eine Herzenssache gewesen war, menschlich litt und die Bindung seiner Produktion an ephemere politische Gesichtspunkte, deren zeitaktuellen Ansprüchen namentlich die Konfliktswelt seiner historischen Dramen entgegenkam, als eine Fessel empfand, die er am Ende verwünschte. Das war zu verstehen; denn das Augenmerk seiner feingestimmten Natur und Begabung war eigentlich doch am glücklichsten dort, wo es bewegt war von der Wahrnehmung jener stilleren Trieb- und Bildkräfte im Leben der sichtbaren Kreatur, die sich mit Pietät bewahren, mit Andacht immer wieder erfüllen und mit einer Neigung zu idyllischer Betrachtung poetisch entsprechend gestalten ließen. Hier, wo sein Talent der Einfühlung in die Umwelt, dem Pathos des Theaters entrückt, zum überzeugenden Gleichnis einer lebendigen Anschauung und einer persönlich ansprechenden Reminiszenz wurde, habe ich ihn am meisten geschätzt. Das hat er auch gewußt. Und so darf ich wohl sagen, daß unsere Freundschaft trotz der Gefährdungen, denen sie ausgesetzt war, im Charakter ihrer Aufrichtigkeit doch bis zuletzt Bestand hatte. Das hat offenbar auch er so empfunden, Gott sei Dank – und als ich neulich im Spitalsgarten den sterbenden Freund ein letztes Mal begrüßen und die rührenden Zeichen seiner alten Anhänglichkeit wahrnehmen durfte, da hat mich dies erschüttert und getröstet zugleich. Denn ich fühlte mich in manchem schuldbewußt. Besonders darin, daß ich das Gedenken an den Freund in seiner letzten schweren Leidenszeit, die er so tapfer und gefaßt ertrug, nicht so zum Ausdruck bringen konnte, wie es sich gehört hätte. Welch ein Versäumnis! Welch ein Versagen! Und wie unverdient, daß mir die Vorsehung den Trost noch dieser letzten Begegnung mit dem Freund zuteil werden ließ! Es war das reinste Gnadengeschenk, dieser Abschied mit der Aussicht auf ein Wiedersehen.

Liebe gnädige Frau! All das stand mir vor Augen und ging mir durch den Kopf, als wir trauernd um sein Grab versammelt waren. Aber mein Herz – ratlos, ob es berufen sei, davon etwas verlauten zu lassen – verschloß es in sich und fügte so vielleicht zu alten Liebesversäumnissen ein neues. Das täte mir leid, aber ich fühle auch, daß dieses Versäumnis in dem Augenblick an Gewicht verliert, da es entschuldigt wird von Ihnen, verehrte Frau, die Sie Ihrem Mann bis zuletzt eine so liebevoll besorgte, sanftmütig sich aufopfernde Gefährtin gewesen sind. Wer das gesehen hat, vergißt es nicht.

Mit der Bitte, stets über mich zu verfügen, wenn ich Ihnen in irgend etwas dienlich sein kann, grüße ich Sie

als Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

Tätigkeitsbericht 1994

Der Vorstand des Brenner-Forums (BF) ist im verflossenen Vereinsjahr monatlich, außer in den Ferienzeiten, zu einem Jour fixe zusammengekommen. Die Teilnahme war durchschnittlich gut, und es gab meistens anregende Gespräche. Auch ohne fixe Tagesordnung war mehr zu bereden, als Zeit zur Verfügung stand. Nicht alle Punkte konnten wirklich ausdiskutiert werden und nicht alles, was geplant war, ist auch in die Tat umgesetzt worden (z.B. eine Veranstaltung zum 100. Geburtstag von Josef Leitgeb auf einen Vorschlag von Ing. Frohwalt Lechleitner). Da fast alle Vorstandsmitglieder am FIBA (Forschungsinstitut Brenner-Archiv) mitarbeiten, ist es selbstverständlich, daß der Verein seinen wesentlichen Zweck darin sieht, die Anliegen des Brenner-Archivs zu unterstützen und in der Öffentlichkeit zu vertreten. Das BF ist auch um aktuelle Angelegenheiten bemüht. Je nach Lage des Jour fixe werden akute Probleme meist nicht wirklich so aktuell behandelt, daß öffentliche Wirkung erzielt werden könnte, die aber auf dem Umweg über einzelne Stellungnahmen wenigstens teilweise erreicht wird.

Die Entwicklung universitärer Angelegenheiten nach dem EU-Anschluß Österreichs 1995 und angesichts des neuen Hochschulorganisationsgesetzes, das mehr Selbstverwaltung vorsieht, macht deutlich, daß einerseits mehr Wirkung in den überregionalen Raum gefragt ist, und daß andererseits mehr inneruniversitäre Konkurrenz und auch Konkurrenz aller europäischen Universitäten bevorsteht. Mehr Wirkung nach außen ist nur möglich bei klaren Profilen und wirklich bedeutenden Schwerpunkten (z.B. das Werk Wittgensteins). Nur dann wird es Geld fürs Personal, für die Arbeit, für Veröffentlichungen, für Investitionen, zur Lösung der Raumprobleme und anderes mehr geben. Künftig wird der Vorplanung im allgemeinen Konkurrenzkampf aller Institute noch größere Bedeutung zukommen. Mehr Konkurrenz bei voraussichtlich weniger Geld – die Sparpakete der Politik sind deutliche Zeichen – werden sehr bald zu Rationalisierungen führen. Das heißt, mit weniger Personal und weniger Aufwand muß mehr geleistet werden. Wesentliche Arbeiten werden von "freien Mitarbeitern" zu leisten sein. Als Metapher für die Situation ist eine sich öffnende Schere vorstellbar. Möglich, daß es geisteswissenschaftliche Institute schwerer haben als offensichtlich wirtschaftlich oder sozial orientierte. Die Forderung mancher Politiker nach "bedarfskonformer Bildung" gibt zu denken. Die angeführten Punkte ergeben eine Linie mit Richtung: es wird gut sein, wenn sich im BF möglichst viele maßgebliche Persönlichkeiten zusammentun, damit sie mit gemeinsamer Kraft in der Öffentlichkeit Wirkung erzielen. Die Unterstützung weiterer Mitglieder kann lebenswichtig werden. Es wird auch gut sein, wenn das FIBA möglichst bald einen selbständigen Standort hat, der nicht so leicht mit einer rationalisierten Germanistik fusioniert werden kann. Besonders wichtig ist ein starkes Kuratorium des FIBA. Mit Erlaß vom 5. Mai 1994 hat der Bundesminister Dr. Erhard Busek das neue Kuratorium für die Zeit vom 1. 4. 1994 bis 31. 3. 1999 bestellt. Frau Gudula Wiesmann-Ficker ist die Vertreterin der Familie Ludwig von Ficker. Die Vertreter des Bundes sind die Ministerialräte Dr. Johann Popelak und Dr. Walter

Rosenberger, die des Landes Dr. Christoph Mader, Leiter des Kulturamtes und Dr. Othmar Costa. Ohne Stimmrecht ist natürlich der Leiter des Instituts Univ.-Prof. Dr. Walter Methlag im Kuratorium. Also auch hier sind im FIBA selbst und unterstützend im BF klare Strukturen, Präzision, Professionalität und rasche Entscheidungen vonnöten.

Die zukünftige Entwicklung im Auge, könnte auch die Politik verfolgt werden, der Sache des "Brenner" durch eine Integration in eine stärkere Germanistik besser zu dienen als durch Betonung der Eigenständigkeit. Die Zeit schreitet voran, auch für den "Brenner", es gibt z.B. unter den Bildenden Künstlern nicht mehr viele, die zu Ludwig von Ficker und seinem "Brenner" eine persönliche Beziehung hatten. Das BF bekommt diese Tatsache beim Bemühen um die "Jahresgabe" für fördernde Mitglieder zu spüren. In Bälde werden wir uns etwas Neues einfallen lassen müssen. Noch ist der Begriff "Brenner" in einer gewissen Öffentlichkeit eine Qualitätsmarke, begründet in alten Leistungen und in solchen neueren Datums. Im BF war das 1994 sehr deutlich bei den unterstützenden Maßnahmen, Vorsprachen, Eingaben, zur Lösung der Raumprobleme des FIBA zu spüren. Der Obmann hat durch Briefe, persönliche Vorsprachen, unter anderem beim Landeshauptmann, beim Landesrat für Kultur, im Amt für Stadtplanung in Innsbruck und bei Stadtrat Dr. Krulis versucht, die Quartiersuche zu betreiben. Der LH Dr. Wendelin Weingartner und Kulturlandesrat Fritz Astl haben wiederholt in dieser Sache interveniert und auch schriftlich ihren Einsatz bestätigt. Der gute Name des "Brenner" war uns weiter bei einigen Koproduktionen mit dem ORF, der jüdischen Kultusgemeinde, der Tiroler Künstlerschaft und der Kulturzeitschrift "Das Fenster" (Zwetkoff-CD in Heft Nr. 57) dienlich, auch fanden wir wiederholt Unterstützung beim Bund, beim Land und politisch auch bei der Stadt Innsbruck, wobei die Kürzung der Jahressubvention von öS 10.000,-- auf öS 7.500,-- für das FIBA als Geste des guten Willens gelten kann. Eine solche Subvention hat allerdings schon einige Aussagekraft über den tatsächlichen kulturpolitischen Stellenwert. Es gibt offenbar nicht genug Gründe, den "Brenner" nicht über den um 25% schärfer eingestellten Subventionskürzungskamm zu scheeren.

Ein ganz wichtiges Datum für die Zukunft des FIBA war der 23. Juni 1994. Vielleicht können wir einmal sagen, hier wurde nach jahrelangen Bemühungen der entscheidende Durchbruch zur Lösung des Raumproblems erzielt. Bei einem Gipfelgespräch im Brenner-Archiv unter Teilnahme der Baufachleute der Universität, der Landesbaudirektion, den Vertretern des FIBA und des Kuratoriums konnte zunächst nach Jahren des Taktierens das Angebot des Kuratoriums des "Nothburgaheims" als nicht realistisch erledigt werden, wobei MR Dr. Franz Loicht vom BMfUK die Sache ziemlich rasch, nachdem die Entscheidungsunterlagen wie Baugutachten, Investitionsanforderungen, Mietansprüche, endlich auf dem Tisch lagen, auf den Punkt gebracht hat. Vorangegangene Gipfelgespräche bei LR Astl und Intervention bei BM Busek hatten zur Willensbildung etwas beigetragen. Mit Datum 23. Juni 1994 wurde auch unter maßgeblicher Mitwirkung von MR Loicht die Marschrichtung für die nächsten Lösungsversuche des Raumproblems vorgegeben. Auf Ersuchen des Akademischen Senats werden mehrere bundeseigene Varianten im Universitätsbereich überprüft, darunter die Aufstockung des Studentenhauses Josef-Hirn-Straße. Für das letztgenannte Projekt wurden von der Architektur-Fakultät und deren Dekan Josef Lackner Pläne ausgearbeitet. – Durch

Initiative von Rektor Hans Moser, unterstützt von Bürgermeister Herwig van Staa und Wilfried Kirschl, wurden im Herbst 1994 mehr als 500 m² (in Zukunft erweiterungsfähig) im Haus Kaiser-Franz-Josef-Straße 12 zur Miete angeboten, fast ein ganzes dreistöckiges Jugendstilhaus mit wirklich guter Bausubstanz. Diese "Dr. Johannes und Herta Tuba-Stiftung" sieht einen kulturellen Zweck für die Universität vor. Frau Tuba hat im Spätherbst, um das Angebot noch attraktiver zu machen, alle Fenster auf ihre Kosten erneuern lassen. Einen entscheidenden Schritt weiter bei der Einschätzung dieses Angebotes kam das FIBA bei einer Begehung am 28.11.1994 unter Teilnahme von MR Loicht. Er erbat sich als Entscheidungsunterlagen einen Bericht mit vier Punkten:

1. Eignung des Objektes zur Durchführung und administrativen Tätigkeit unter Berücksichtigung der räumlichen Distanz von der Universität
2. Klärung baurechtlicher Fragen
3. Klärung bautechnischer Fragen
4. Ermittlung der erforderlichen technischen Adaptierungsarbeiten.

Am 20.12.1994 wurde der Bericht vorgelegt. Die Mitglieder des FIBA ziehen – teils aus Überzeugung, teils der (Raum-) Not gehorchend – Verhandlungen strikt im Sinne der universitätsnahen Lösung vor. Laut Landesbaudirektion werden die heute für ein Hochhaus notwendigen Sicherheitsbauten aus einem eigenen Topf finanziert. Die vom Bund und vom Land veranschlagten 16 Millionen würden allein dem Ausbau dienen. Die letzte Kuratoriumssitzung des FIBA am 13. Dezember 1994 im Brenner-Archiv hat die Raumsituation so deutlich gemacht, daß Kuratoren vorausschauend gemeint haben, das nächste Mal würde die Sitzung im Gang vor dem Institut abgehalten. Ein weiterer Computerplatz im einzigen Besucherraum hat die Verkehrsfläche weiter reduziert. Es ist unübersehbar, daß Archivarbeit in Zukunft Computerarbeit sein wird. In diesem Zusammenhang: die Autoren heute schreiben ihre Werke meist am Computer, d.h. daß die verschiedenen Entwicklungsstufen eines Werkes zukünftig nicht in verschiedenen Manuskripten vorliegen werden; die Korrekturen werden direkt am Bildschirm gemacht. Vielleicht wird die im Entstehen begriffene Trakl-Ausgabe von Saueremann-Zwerschina einmal ein Dokument der umfassend kommentierenden Arbeitsweise am Ende dieses Jahrhunderts sein, denn zukünftige literar-historische-kritische Ausgaben des Computerzeitalters werden wohl anders ausschauen. Positiv vom derzeitigen Stand des FIBA: Disketten brauchen weniger Platz als Bücher. Eines dürfte sicher sein: Archivarbeit heute setzt Computerspezialisten voraus.

Ein Rückblick auf das vergangene Jahr zeigt einige Erfolge und Fehlschläge. Eine ungewöhnliche Veranstaltung war die Ausstellung "Metavel, Illustrationen zum A.T." gemeinsam mit der jüdischen Kultusgemeinde im Vorraum der Synagoge in Innsbruck. Bei der Vorbereitung der Ausstellung, bei der Ausstellung selbst, beim Besuch der Künstlerin zum Abschluß und endlich bei einer Öffnung der Synagoge selbst wurde etwas von der das ganze Leben gestaltenden Geistigkeit jüdischer Kultur spürbar. Toni Unterkircher, Ursula Schneider u.a.m. haben die Hauptarbeit dabei geleistet. Bedeutung hatte die Ausstellung "Georg Trakl zum 80. Todestag" auf der Universität, da sie gut 600 Besucher/innen angezogen hat, Leute, die sich intensiver mit dem Quellenmaterial des "Brenner" beschäftigt haben. Die Büsten Ludwig von Ficker

und Georg Trakl sind restaurierungsbedürftig. Die Tondokumente "Ludwig von Ficker liest Trakl" sind dringend zu sanieren! Ein Ereignis von Rang war auch die Ausstellung im Tiroler Kunstpavillon und die Lesung im ORF-Studio Tirol anlässlich der Vollendung der Gesamtausgabe von Fritz Herzmanovsky-Orlando im November 1994. Wilfried Kirsch hat für die Tiroler Künstlerschaft eine sehr schöne, repräsentative Ausstellung gemacht, im ORF hat dann Helmut Wlasak eine Auswahl von Texten des FHO, zusammengestellt von der Mitherausgeberin Susanna Goldberg-Schanda, gelesen. Die "Haller Stadtpfeifer" ergänzten das Programm mit Werner Pirchners populärer Suite "Do You know Emperor Joe".

Angeregt von Wiener Interessenten gab es im "Brenner" auch einige Bemühungen, die Bundeshauptstadt mit Öffentlichkeitsarbeit zu erreichen. Den größten Publicity-Erfolg hatte der "Brenner" 1993 mit einer Fehlmeldung, daß wir in London ein Wittgenstein-Autograph ersteigert hätten. Den Zuschlag hat aber die Nationalbibliothek erhalten. Andererseits war es nicht möglich, für den Österreich-Schwerpunkt 1996 bei der Frankfurter Buchmesse über den Beauftragen Dr. Rüdiger Wischenbart einen Platz zu bekommen und Arbeiten aus dem "Brenner" vorzustellen. Nicht einmal die zehnbändige FHO-Gesamtausgabe oder die vier Briefbände Ludwig von Ficker hatten für diesen Fachmann Gewicht genug. Die Absenz des herausgebenden Residenz-Verlages verhinderte eine geplante FHO-Präsentation in Wien. In Zukunft werden wir Mittel und Wege finden müssen, in der PR-Arbeit professioneller zu arbeiten, denn ohne die Medien dürfte um die Jahrtausendwende nicht viel laufen. Der Obmann des BF möchte abschließend nicht versäumen, für die geleistete Arbeit und alle Unterstützung zu danken. In einer unbürokratischen Aktion konnte in den letzten Wochen des Jahres 1994 ein wichtiges Manuskript vom Land Tirol gekauft werden. Dieses Manuskript ist nun eine wichtige Leihgabe im FIBA. Namentlich hervorheben möchte ich noch die vielbeschäftigte Schriftführerin des BF, Mag. Ursula Schneider – sie war auch Kustodin der Trakl-Ausstellung – und Dr. Notburga Wolf, die im Hintergrund, aber wirksam, tätig war. Über die wesentlichen wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen des FIBA informieren der Leiter des Instituts und die "Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv".

Othmar Costa

NEUERSCHEINUNGEN UND VORANKÜNDIGUNGEN

Ludwig von Ficker: *Briefwechsel Bd. 4: 1940 - 1967*. Innsbruck: Haymon (Erscheint im Herbst 1995)

Mit dem vierten Band findet die Herausgabe des Briefwechsels Ludwig von Fickers ihren Abschluß. Diese Auswahl aus den Jahren 1940 bis 1967 umfaßt 396 Briefe, die insgesamt 165 Briefpartner kommen zum Teil aus bereits in den vorigen Bänden geknüpften Korrespondenzen her, andererseits treten, bedingt auch durch den langen Zeitraum, den dieser Band abdeckt, auffällig viele neue Konstellationen auf.

Einen ersten von unmittelbarer Betroffenheit geprägten Erlebnisraum bildet der Zweite Weltkrieg: die Korrespondenz mit einigen ihm bekannten jungen Frontsoldaten steht neben der gedanklichen Auseinandersetzung um Möglichkeiten der Orientierung in der zeitbedingten Notlage wie in der Ausgesetztheit überhaupt. Im Familiären sieht Ficker sich der Notwendigkeit gegenüber, den Verlust seines Sohnes durch Kriegsgeschehen zu bewältigen.

Themen und Problemlagen der Nachkriegszeit kristallisieren sich am Briefwechsel mit Martin Heidegger und den sich daran anschließenden Kontroversen zwischen Ludwig Ficker und der jüngeren Generation.

Fickers Hauptaugenmerk richtet sich bis zum Ende des "Brenner" (1954) auf dessen Konzept, was den Briefwechsel auch zu einer Geschichte dieser Zeitschrift werden läßt.

Bis an sein Lebensende hielt Ficker engsten Kontakt zur jungen und jüngsten Künstlergeneration. Paul Celan, Christine Lavant, Christine Busta, Michael Guttenbrunner, auch der "lyrische" Thomas Bernhard, nahmen Fickers Urteile über ihre Gedichte zum Maßstab für ihr Schaffen. Neben Dichterinnen und Dichtern behaupten sich in Fickers Erkenntnisraum auch Wirkende aus allen anderen Kunstgattungen: Hilde Nöbl, Paul Flora, Max Weiler, Oskar Koschka, Werner Berg, Alfred Kubin und Wilfried Kirschl von den bildenden Künsten; Hans Erich Apostel, Theodor W. Adorno, Willi Reich und Othmar Costa aus der Musikwelt.

Ludwig Hänsel - Ludwig Wittgenstein. Eine Freundschaft. Briefe, Aufsätze, Kommentare. Hrsg. von Ilse Somavilla, Anton Unterkircher und Christian Paul Berger unter der Leitung von Walter Methlagl und Allan Janik. Innsbruck: Haymon 1994 (= Brenner-Studien Bd. 14).

Der Wiener Gymnasiallehrer, später -direktor Ludwig Hänsel (1886-1959) war Mitschüler von Georg Trakl in Salzburg und beschäftigte sich als einer der ersten wissenschaftlich mit der Lyrik Trakls, schätzte das Werk von Karl Kraus, kam über Trakl in freundschaftlichen Kontakt mit Ludwig von Ficker und wurde schließlich Herausgeber der Werke Ferdinand Ebners. Seit Anfang 1919 und bis zu dessen Tod im Jahre 1951 war Hänsel eng mit Ludwig Wittgenstein befreundet. Der Band enthält den zum Großteil noch unbekanntem Briefwechsel Hänsel - Wittgenstein (170 Briefe) und der Familie Wittgenstein und von Freunden an Ludwig Hänsel (100 Briefe). Der Einzelstellenkommentar zu den Briefen, vom Hintergrund

kulturwissenschaftlicher Ansätze her erstellt, wird durch Übersichtsdarstellungen zu wichtigen theoretischen, biographischen und philosophischen Fragen ergänzt. Mit einer Auswahl von Aufsätzen Ludwig Hänsels, u.a. über Alexius von Meinong, Kraus, Ficker, Ebner und Wittgenstein und einer Bibliographie der Schriften Hänsels wird nachdrücklich auf die Eigenständigkeit und Bedeutung Ludwig Hänsels hingewiesen, der in den zahlreichen Wittgenstein-Biographien, wenn überhaupt, dann nur in Nebensätzen erwähnt wird.

Frühling der Seele. Pariser Trakl-Symposion. Hrsg. v. Gerald Stieg und Remy Colombat. (= Brenner-Studien Bd. 13.) Innsbruck: Haymon 1995

Georg Trakl hat in seinem lyrischen Werk Motive, Bild- und Klangqualitäten unterschiedlichster, oft entlegenster Herkunft verarbeitet, z. B. aus der Bibel, von Novalis oder Dostojewski, oder von französischen Dichtern. Die vollendeten Gedichte lassen jedoch die vorausgegangenen Konfrontationen bestenfalls ahnen. Nur in den vom Dichter verworfenen Vorstufen treten sie noch etwas deutlicher zutage. In diesem Zusammenhang hat bisher vor allem Rimbaud besondere Berücksichtigung erfahren. Aber auch vielfältige Spuren weiterer Auseinandersetzung – mit Mallarmé, mit Baudelaire, mit Verlaine – sind vorhanden. Ihrer Ermittlung war der "wirkungsgeschichtliche" Teil des Symposions gewidmet, in dem auch die Rezeptionsgeschichte Trakls exemplarisch beleuchtet wurde.

Um Trakls Technik der "simultanen Rezeption" gerecht zu werden, mit der er zum Beispiel Hölderlin und Rimbaud gleichzeitig verarbeitet hat, wollte die Pariser Tagung nicht vor nationalen Grenzen haltmachen. So wurden auch Trakls Beziehungen zu Otto Weininger und zu Friedrich Nietzsche behandelt, besonders im Hinblick auf die angestrebte Ästhetisierung des Daseins, die Nietzsche und den französischen Symbolisten gemeinsam ist.

Darauf bezog sich jener Teil der Tagung, der Interpretationen von Gedichten Trakls galt. Dabei wurden sowohl Einzelgedichte besprochen als auch durchgehende Themen und Motive in Trakls Werk herausgearbeitet.

Die Beiträge der Tagungsteilnehmer – alle international bekannte und angesehene Trakl-Forscher – sind in diesem Band in der jeweiligen Originalsprache abgedruckt, jedoch mit ausführlicher Zusammenfassungen in der Partnersprache.

Georg Trakl: *Innsbrucker Ausgabe. Historisch-kritische Ausgabe der Werke und des Briefwechsels mit Faksimiles der handschriftlichen Texte Trakls.* Hrsg. von Eberhard Sauer mann und Hermann Zwerschina. Frankfurt/Basel: Stroemfeld/Roter Stern.

Im Auftrag des Forschungsinstituts "Brenner-Archiv" der Universität Innsbruck entsteht eine neue Trakl-Ausgabe (ein Projekt des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung). Die Ausgabe wird 6 Bände umfassen: 4 Bände Dichtungen, 1 Band Briefe und 1 Band Dokumente; außerdem 2 Supplementbände: Reprint von "Gedichte" und von "Sebastian im Traum"; der erste Band (Dichtungen Sommer 1912 - Frühjahr 1913) wird im Herbst 1995 erscheinen, der letzte Band 1999.

Die Innsbrucker Trakl-Ausgabe umfaßt sämtliche Texte Trakls, den gesamten Briefwechsel Trakls, die relevanten Dokumente zu Trakl, Faksimiles aller überlieferten Manuskripte, hand-

schriftlich überarbeiteten Typoskripte und eigenhändigen Briefe Trakls, die vollständige Dokumentation der Handschriften, Drucke, Korrekturen u.a. Die Darstellung der Textgenese beruht auf dem Faksimile der Handschrift, der diplomatischen Umschrift und der Gliederung in Textstufen; Entstehungs-, Text-, Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte sowie Einzelstellen-Erläuterungen sollen einen Überblick über die Veränderungen von Trakls Texten ermöglichen und neue Zugänge zu deren Verständnis schaffen, nicht zuletzt durch einen Einblick in Trakls Technik der Montage, der Selbst- und Fremdzitate; der biographische bzw. literarische Hintergrund der Briefe soll ebenso erhellt werden wie ihr Zusammenhang mit Werken Trakls. Die Ausgabe will den wissenschaftlichen Ansprüchen genügen und zugleich benutzerfreundlich sein. Sie setzt sich zum Ziel, die Texte als Prozeß zu verstehen und deren Lesbarkeit wiederherzustellen.

Fritz von Herzmanovsky-Orlando: *Sinfonietta Canzonetta Austriaca. Eine Dokumentation zu Leben und Werk*. Hrsg. und kommentiert von Susanna Goldberg und Max Reinisch. (= Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Sämtliche Werke Bd. X.) Salzburg: Residenz 1994.

Der zehnte und letzte Band der *Sämtlichen Werke*, der Dokumentationsband zu Leben und Werk Fritz von Herzmanovsky-Orlandos, versucht, eine ganzheitliche Sicht auf die menschliche und künstlerische Entwicklung Herzmanovsky-Orlandos zu vermitteln. Es war den Herausgebern ein besonderes Anliegen, nicht bloß die üblichen biographischen Informationen zu präsentieren, sondern darüber hinaus das enge Geflecht der Beziehungslinien zwischen literarischem und graphischem Schaffen einerseits und biographischen Fakten andererseits zu verdeutlichen.

Herzmanovsky-Orlando war mehr als nur ein Doppeltalent, alle seine künstlerischen Ausdrucksformen gehen fließend ineinander über, und da er einen ausgeprägten "Hang zum Gesamtkunstwerk" hat, bilden bei ihm Lebenserfahrungen, menschliche Begegnungen, berufliche und private Beschäftigungen, pseudo-wissenschaftliche "Forschungen" und künstlerisches Schaffen eine untrennbare Einheit, die in diesem Buch dargestellt werden soll.

BRENNER-STUDIEN

Ludwig Wittgenstein: *Briefe an Ludwig von Ficker*. Hrsg. v. Georg Henrik v. Wright unter Mitarbeit v. Walter Methlagl. (=Bd.1.) Salzburg: Otto Müller 1969. 112 S. (vergriffen)

Max v. Esterle: *Karikaturen und Kritiken*. Hrsg. v. Wilfried Kirschl u. Walter Methlagl. (=Sonderband 1.) Salzburg: Otto Müller 1971. 237 S., 90 Karikaturen. (vergriffen)

Hermann Broch: *Völkerbund-Resolution. Das vollständige politische Pamphlet von 1937 mit Kommentar, Entwurf und Korrespondenz*. Hrsg. u. eingel. v. Paul Michael Lützeler. (=Bd. 2.) Salzburg: Otto Müller 1973. 112 S. (vergriffen)

Gerald Stieg: *Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus.* (=Bd. 3.) Salzburg: Otto Müller 1976. 383 S., ÖS 315,--

Kraus' Einfluß auf Ludwig v. Ficker und den "Brenner" ist unbestritten. Umstritten hingegen ist die Frage, ob Kraus von den "Brenner"-Mitarbeitern zu Recht als Repräsentant eines "Idealismus" kritisiert worden ist, dem Ethik und Ästhetik ein und dasselbe seien. Stieg versucht darauf eine Antwort zu geben.

Eugen Biser: *Menschsein und Sprache.* (=Bd. 4.) Salzburg: Otto Müller 1984. 93 S., ÖS 108,--
Der Münchner Ordinarius für christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie möchte zeigen, daß das Mitmenschlichkeit aufbauende Wort aus der Selbstentfremdung des Menschen herausführen und zu einer Quelle des Glücks werden kann.

Gegen den Traum vom Geist – Ferdinand Ebner. Beiträge zum Symposium Gablitz 1981. Hrsg. v. Walter Methlagl, Peter Kampits, Christoph König u. Franz Josef Brandfellner. (=Bd. 5.) Salzburg: Otto Müller 1985. 252 S. (vergriffen)

Anton Santer: *Variationen nach Aischylos, Seneca, Ronsard, Baudelaire, Poe, japanischen Versen und Bildern Erich Lechleitners.* Hrsg. u. erläut. v. Ingrid Kloser u. Walter Methlagl. (=Bd. 7.) Salzburg: Otto Müller 1986. 141 S., ÖS 198,--

Aus dem Dilemma der Übersetzung bildete sich das ironisch-widersprüchliche Grundkonzept von Anton Santers Variationen heraus bis in die Einzelausprägungen seines eigenwilligen Stils, der sich ohne durchgehaltene Leseanstrengung keinem erschließt. Die Wahrheit dieser Variationen liegt darin, daß sie zwischen den Kulturen vermitteln, ohne Originale zu beschädigen, daß sie an 'alten' Vorlagen heute klaffende Widersprüche mutig artikulieren.

Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1909 - 1914.* Hrsg. v. Ignaz Zangerle, Franz Seyr †, Walter Methlagl u. Anton Unterkircher. (=Bd. 6.) Salzburg: Otto Müller 1986. 392 S. Text, 32 S. Bilder. ÖS 450,--

Dieser 1. Band einer auf 4 Bände angelegten Ausgabe enthält 263 Briefe von und an 94 Briefpartner Ludwig v. Fickers aus der Zeit von 1909 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Um die Breite – aber noch lange nicht die Tiefe – von Fickers Briefwechsel anzudeuten, seien stellvertretend für die in diesem Band berücksichtigten Briefpartner genannt: Hermann Broch, Theodor Däubler, Carl Dallago, Albin Egger-Lienz, Albert Ehrenstein, Max v. Esterle, Theodor Haecker, Karl Kraus, Else Lasker-Schüler, Adolf Loos, Heinrich und Thomas Mann, Robert Müller, Joseph Georg Oberkofler, Otto Pick, Georg Trakl, Ludwig Wittgenstein, Stefan Zweig. Außer den Briefen enthält dieser Band auch methodologische Bemerkungen zu Edition und Kommentar, einen ausführlichen Einzelstellenkommentar sowie einen Bildteil.

Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1914 - 1925*. Hrsg. v. Ignaz Zangerle †, Walter Methlagl, Franz Seyr † u. Anton Unterkircher. (=Bd. 8.) Innsbruck: Haymon 1988. 590 S. Text, 32 S. Bilder, ÖS 488,--

Dieser 2. Band enthält 391 Briefe von und an 99 Briefpartner Ludwig v. Fickers aus der Zeit vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs bis 1925. Stellvertretend für die in diesem Band berücksichtigten Briefpartner seien genannt: Alfred Baeumler, Hermann Broch, Erwin Chargaff, Carl Dallago, Theodor Däubler, Ferdinand Ebner, Albert Ehrenstein. Max v. Esterle, Theodor Haecker, Josef Matthias Hauer, Oskar Kokoschka, Franz Kranewitter, Karl Kraus. Else Lasker-Schüler, Gertrud von Le Fort, Adolf Loos, Joseph Georg Oberkofler, Rainer Maria Rilke, Bruno Sander, Georg Trakl, Ludwig Wittgenstein, Kurt Wolff. Mit einem ausführlichen Einzelstellenkommentar sowie einem Bildteil.

Theodor Haecker: *Tag- und Nachtbücher (1939 - 1945). Erste vollständige und kommentierte Ausgabe*. Hrsg. v. Hinrich Siefken. (=Bd. 9.) Innsbruck: Haymon 1989. 350 S., ÖS 420,--

Schon 1947 erschien die 1. Auflage dieser unter dem "ständigen dunklen Flügelschlag einer Bedrohung" entstandenen Tag- und Nachtbücher Haeckers. Bei Hausdurchsuchungen im Zusammenhang mit der "Weißen Rose" war das Manuskript nur durch einen rettenden Augenblicksreflex dem Zugriff der Gestapo entgangen. Aus Rücksicht auf die unmittelbare Nachkriegszeit ist jedoch in allen bisherigen Auflagen eine Auswahl verbreitet, die höchstens zwei Drittel des Überlieferten umfaßt. Erstmals wird nun alles Erhaltene veröffentlicht, soweit möglich in der ursprünglichen Abfolge des Entstehens. Hier tritt zutage: Haecker schrieb noch viel radikaler, als man bisher wußte, dachte noch viel radikaler, als er in diesen mutigen Blättern schrieb. Mit einem Kommentar des Herausgebers.

Erziehung – Weg zu menschenwürdigem Leben. Schwazer Tesar-Symposion. Hrsg. v. Anton Hütter u. Eberhard Saueremann. (=Bd. 10.) Innsbruck: Haymon 1989. 183 S., ÖS 190,--

Die Themen: Tesar als Wissenschaftskritiker; Tesar, Kokoschka und die Wiener Moderne; Antifeminismus im Werk Tesars und im "Brenner"; Tesars Philosophie im "Brenner"; "Robinson Crusoe" als Mythos vom großen Einzelnen; Tesar und die Reformpädagogik; Schule und Heim in der Bundeserziehungsanstalt Wiener Neustadt; Friede durch Erziehung und Schule; Ziele der Volkshochschule; Tesars Pädagogik nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine Einführung in Leben und Werk Tesars sowie eine Bibliographie der Veröffentlichungen und Vorträge Tesars, seiner unveröffentlichten Schriften und der Sekundärliteratur zu Tesar bilden den Rahmen dieses Bandes.

Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1926 - 1939*. Hrsg. v. Ignaz Zangerle †, Walter Methlagl, Franz Seyr † u. Anton Unterkircher. (=Bd. 11.) Innsbruck: Haymon 1991. 462 S. Text, 32 S. Bilder, ÖS 488,--

Dieser 3. Band der auf 4 Bände angelegten Ausgabe enthält 279 Briefe von und an 85 Briefpartner Ludwig v. Fickers aus der Zeit von 1926 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Stellvertretend für die in diesem Band berücksichtigten Briefpartner seien genannt: Alfred

Baeumler, Rudolf Borchardt, Hermann Broch, Erhard Buschbeck, Carl Dallago, Ferdinand Ebner, Theodor Haecker, Hermann Hesse, Werner Kraft, Theodor Kramer, Karl Kraus, Wilhelm Kütemeyer, Elisabeth Langgässer, Else Lasker-Schüler, Josef Leitgeb, Gertrud von Le Fort, Adolf Loos, Erika Mitterer, Johannes Österreicher, Alfred Rosenberg, Paula Schlier, Karl Wolfskehl, Ignaz Zangerle.

Franz Janowitz: *Auf der Erde und andere Dichtungen. Werke, Briefe, Dokumente.* Hrsg. u. m. Anhang v. Dieter Sudhoff. (=Bd. 12.) Innsbruck: Haymon 1992. 304 S. Text, 16 S. Bildteil, ÖS 420,--

Diese erste kritische Ausgabe des Gesamtwerks ist zum 100. Geburtstag von F. Janowitz erschienen. Im Vordergrund steht die bildkräftige, sprachmystische Lyrik, daneben ist besonders die nahezu unbekannte Prosa zu entdecken. Von biographischer und zeitgeschichtlicher Relevanz sind die zuvor unpublizierten Briefe von Janowitz, die vor allem seine mehrjährige Korrespondenz mit Karl Kraus umfassen. Abbildungen, ein dokumentarischer Teil, ein kritischer Kommentar und ein informatives Nachwort des Herausgebers vervollständigen das Bild des Dichters.

INNSBRUCKER BEITRÄGE ZUR KULTURWISSENSCHAFT GERMANISTISCHE REIHE

Hermann Zwerschina: *Die Chronologie der Dichtungen Georg Trakls.* Innsbruck: Institut für Germanistik 1990. (=Bd. 41.) 270 S., ÖS 408,--

In der Arbeit werden die Datierungen der Dichtungen Trakls, wie sie durch die historisch-kritische Trakl-Ausgabe vorgenommen worden sind, in sehr vielen Fällen korrigiert oder zumindest präzisiert: Manche Texte werden um Jahre versetzt und dadurch in einen völlig anderen literarischen und biographischen Kontext gestellt. Auch die Genese einiger Gedichte wird neu rekonstruiert. Die Entstehung und Überlieferung des Traklschen Werkes ist nun in einer durchschaubaren und überschaubaren Form dargestellt.

Sieglinde Klettenhammer: *Georg Trakl in Zeitungen und Zeitschriften seiner Zeit. Kontext und Rezeption.* Innsbruck: Institut für Germanistik 1990. (=Bd. 42.) 311 S., ÖS 408,--

Wo ein Autor publiziert hat, ist nicht eine triviale Frage der Biographie; vielmehr wird durch die Einordnung der Texte in den ursprünglichen Veröffentlichungszusammenhang deutlich, welchen literarischen Traditionen sich ein Autor verpflichtet fühlt, welches Publikum für ihn möglich war. Durch die Erinnerung an den ursprünglichen Kontext von Gedichten Trakls können ihnen ursprünglich innewohnende Sinnangebote wieder freigelegt werden. Die Arbeit untersucht die Veröffentlichungen Trakls in der Salzburger Lokalpresse, in Wiener Tageszeitungen, in Wiener Kulturzeitschriften und im "Brenner" sowie die Rezeption Trakls in anderen expressionistischen Zeitschriften und Anthologien.

FRITZ VON HERZMANOVSKY-ORLANDO: SÄMTLICHE WERKE IN
10 BÄNDEN

Hrsg. im Auftrag des Forschungsinstituts "Brenner-Archiv"
unter der Leitung v. Walter Methlagl u. Wendelin Schmidt-Dengler
Salzburg-Wien: Residenz-Verlag

Bd. I: *Österreichische Trilogie. 1. Der Gaulschreck im Rosennetz. Roman.* Hrsg. u. komm. v. Susanna Kirschl-Goldberg. 1983. 243 S., zahlreiche Abb., ÖS 295,--

Bd. II: *Österreichische Trilogie. 2. Rout am Fliegenden Holländer. Roman.* Hrsg. u. komm. v. Susanna Kirschl-Goldberg. 1984. 348 S., ÖS 385,--

Bd. III: *Österreichische Trilogie. 3. Das Maskenspiel der Genien. Roman.* Hrsg. u. komm. v. Susanna Goldberg. 1989. 647 S., ÖS 520,--

Bd. IV: *Erzählungen, Pantomimen und Ballette.* Hrsg. u. komm. v. Klaralinda Ma-Kircher u. Wendelin Schmidt-Dengler. 1991. 287 S., ÖS 385,--

Bd. V: *Zwischen Prosa und Drama. Erzählte und dramatisierte Fassungen gleicher Stoffe. Der Kommandant von Kalymnos. Die Krone von Byzanz. Apoll von Nichts. Exzellenzen ausstopfen – ein Unfug. Der verirrte böse Hund.* Hrsg. u. komm. v. Susanna Kirschl-Goldberg. 513 S., ÖS 480,--

Bd. VI: *Dramen. Die Fürstin von Cythera. Kaiser Joseph II. und die Bahnwärterstochter. 's Wiesenendl oder Der abgelehnte Drilling. Prinz Hamlet der Osterhase oder "Selawie" oder Baby Wallenstein.* Hrsg. u. komm. v. Klaralinda Kircher. 1985. 451 S., ÖS 480,--

Bd. VII: *Der Briefwechsel mit Alfred Kubin 1903 bis 1952.* Hrsg. u. komm. v. Michael Klein. 1983. 484 S., zahlreiche Abb., ÖS 480,--

Bd. VIII: *Ausgewählte Briefwechsel 1885 bis 1954.* Hrsg. u. komm. v. Max Reinisch. 1989. 591 S., zahlreiche Abb., ÖS 520,--

Bd. IX: *Skizzen und Fragmente.* Hrsg. u. komm. v. Klaralinda Ma-Kircher u. Wendelin Schmidt-Dengler. 1992. 378 S., ÖS 425,--

NORBERT C. KASER: GESAMMELTE WERKE

In Verbindung mit dem Forschungsinstitut "Brenner-Archiv"
hrsg. v. Hans Haider, Walter Methlagl u. Sigurd Paul Scheichl
Innsbruck: Haymon-Verlag

Bd. 1: *Gedichte*. Hrsg. v. Sigurd Paul Scheichl. Lesehilfen u. Materialien v. Robert Huez. 1988. 544 S., ÖS 385,--

Zum 10. Todestag Norbert C. Kasers wird dieses Werk nun neuerlich zur Diskussion gestellt, nicht mehr in einer notgedrungen schmalen Auswahl, sondern in seiner Gesamtheit. Durch den 1. Band der Gesamtausgabe werden Hunderte von Gedichten erstmals einem größeren Kreis von Lesern zugänglich. Sie gehen durchwegs von der Lebenserfahrung Kasers aus und sind doch repräsentativ für seine ganze Generation. Es gehört zum Reiz dieser Gedichte, daß sie sich stets auf die konkrete Umwelt des für viele doch recht fernen Südtirol beziehen und daß man sich in ihrer intensiven Sprache dennoch auch wiedererkennt, wenn man mit Kasers Heimat nicht vertraut ist. Enthält Lesehilfen, Erläuterungen zur Edition sowie eine Studie zum Lyriker Kaser.

Bd. 2: *Prosa*. Hrsg. v. Benedikt Sauer u. Erika Wimmer-Webhofer. Lesehilfen u. Materialien v. Benedikt Sauer u. Toni Taschler. 1989. 470 S., ÖS 385,--

Die in bezug auf Kasers Lyrik häufig festgestellte Präzision und Konkretheit und das Erfassen des Wesentlichen in wenigen Bildern treffen auf seine lyrische Prosa ebenfalls zu. Sie ist nie ausladend, sie ergeht sich nicht in komplizierten Erzählebenen. Wohl aber ermöglichen es bestimmte Formprinzipien der Prosa, das Beobachtete und konkret ins Auge Gefasste seiner Umwelt – seien es Natur oder Leute, seien es gesellschaftliche Zustände – noch konkreter zu formulieren, d.h. im Falle Kasers meistens: noch schonungsloser auf den Tisch zu legen. Der Band enthält Erläuterungen zur Edition sowie eine Studie über den Prosaschriftsteller Kaser.

Bd. 3: *Briefe*. Hrsg. v. Benedikt Sauer. Mit Nachträgen zu Bd. 1 u. Bd. 2. 1991. 421 S., ÖS 385,--

Das Briefschreiben war für Norbert C. Kaser ein wichtigen Bestandteil seiner literarischen Tätigkeit. Seine Briefe werden zu kleinen Erzählungen, zu skurrilen, komischen oder beklemmenden Geschichten. Kasers Briefe zeigen einen sensiblen und polemischen Beobachter der Zustände in seiner Südtiroler Heimat. Kasers Briefe lassen sich lesen als Autobiographie. Der Band enthält Erläuterungen zur Edition, eine Studie über den Briefschreiber Kaser sowie einen Überblick über Kasers Biographie (von Hans Haider und Benedikt Sauer). Außerdem enthält er einen Nachtrag zum lyrischen Schaffen und zur Prosa Kasers, da nach Herausgabe des ersten Bandes eine Reihe bisher unveröffentlichter Texte bekannt wurde.

LITERATUR UND ARCHIV

Christoph König: *Verwaltung und wissenschaftliche Erschließung von Nachlässen in Literaturarchiven. Österreichische Richtlinien als Modell*. Hrsg. vom Forschungsinstitut "Brenner-Archiv". (=Bd.1.) München-New York-London-Paris: Saur 1988. 174 S., DM 78,--

Das im Auftrag des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich erarbeitete Handbuch versteht sich als Antwort auf die aktuelle Situation. Aus dem Wissen um Arbeitsgebräuche an den wichtigsten einschlägigen Institutionen und in Kenntnis einschlägiger Fachdiskussionen wird ein Modell zur Nachlaßbearbeitung entwickelt, das positive Erfahrungen und fruchtbare Anregungen aufgreift, mit praktischen, am Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" erprobten Erkenntnissen des Verfassers verbindet und in institutionenübergreifende, systematische Zusammenhänge bringt. Die Richtlinien sind sowohl für einen konventionellen als auch einen EDV-gestützten Geschäftsgang ausgelegt. Den Regelungen zur Katalogisierung werden die RAK-WB zugrundegelegt und für Handschriften eigene, RAK-konforme Sonderregeln entwickelt. Der Aufbau des Werks orientiert sich an der Praxis.

Erika Wimmer-Webhofer: *Die Konservierung von Archivalien in Literaturarchiven. Empfehlungen zur Lagerung, Benützung und Sicherung von Nachlässen*. Hrsg. vom Forschungsinstitut "Brenner-Archiv". (=Bd.3.) München-New York-London-Paris: Saur 1989. 144 S., DM 48,--

Das im Auftrag des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich erarbeitete Handbuch versteht sich ebenfalls als Antwort auf die aktuelle Situation: Erstmals konnten in diesem übersichtlich strukturierten Werk alle wichtigen Aspekte der Konservierung von Büchern und anderen Archivalien (Photographien, Plakaten, Graphiken, Gemälden, Filmen, Tonbändern) zusammengefaßt werden. Ausgehend von einem weitgefaßten potentiellen Materialbestand eines literarischen Nachlasses wird das Problem der Konservierung von der Verfasserin in bezug auf ihre eigene praktische Erfahrung unter den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtet. Sowohl dem Fachmann bzw. der Fachfrau als auch dem interessierten Laien wird hier die Möglichkeit geboten, sich schnell und praxisbezogen zu informieren.

SONSTIGES

Nachbilder. 25. Jahre Brenner-Archiv. 10 Jahre Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" Universität Innsbruck. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Walter Methlagl u. Eberhard Sauermann. Innsbruck: Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" 1989. 60 S. (vergriffen)

Sieglinde Klettenhammer und Erika Wimmer-Webhofer: *Aufbruch in die Moderne. Die Zeitschrift "Der Brenner" 1910 - 1915.* Innsbruck: Haymon 1990. 270 S., ca. 120 Farb- und Schwarzweißbilder, zahlreiche Faksimileabdrucke aus dem "Brenner", ÖS 780,--

Mit den ersten fünf Jahren der 1910 in Innsbruck gegründeten Kulturzeitschrift "Der Brenner" dokumentieren die beiden Autorinnen nicht nur die Entwicklung eines zunächst noch provinzbefugten Blattes zu einer überregionalen, ja internationalen Zeitschrift, sondern auch jenen "Aufbruch in die Moderne", der diese Epoche der europäischen Kulturgeschichte bestimmt und in den letzten Jahren zunehmend in den Mittelpunkt von Forschung und Publizistik rückte. Der frühe "Brenner" kann geradezu als ein Spiegelbild dieser Entwicklungen gewertet werden, weshalb das Buch die in der Zeitschrift geführten Diskussionen auch in einen größeren geographischen und weltanschaulichen Rahmen stellt und mit Hilfe von Text und Illustrationen die kulturellen Zusammenhänge faßbar macht.

Suchanzeigen

Das Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" ist sehr interessiert an Briefen, Manuskripten, Büchern, Zeitschriften, Bildern, Photos, Dokumenten u.a. mit Bezug auf den "Brenner" und seine Mitarbeiter, auf den Bekanntenkreis Ludwig v. Fickers, auf Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts aus dem deutschsprachigen Raum (speziell aus Tirol).

Aktuell werden Besitzer von Autographen Georg Trakls gebeten, sich zwecks Faksimilierung für die hier entstehende historisch-kritische Faksimile-Ausgabe der Werke und des Briefwechsels Georg Trakls an das Institut zu wenden.

All jenen, die durch Hinweise oder Übergabe von Dokumenten u.ä. der Forschung im Institut behilflich waren, sei hiermit herzlich gedankt.

*

Beiträge aller Art, Hinweise und Anfragen zu Themen dieses Heftes sind erbeten.

21.3.94